

SPUREN JÜDISCHEN LEBENS IN LADENBURG



Ein Rundgang

Jürgen Zieger
Herausgegeben von der
Stadt Ladenburg

2. AUFLAGE

LOBDENGAU } MUSEUM LADENBURG

Archäologie und Geschichte im Ladenburger Bischofshof



In der ehemaligen Nebenresidenz der Bischöfe von Worms befindet sich das Lobdengau-Museum. Neben archäologischen Funden aus der römischen Metropole Lopodunum berichten zahlreiche Zeugnisse aus allen historischen Epochen von der bedeutenden Vergangenheit der Stadt. Dazu gehört auch die Geschichte der jüdischen Gemeinde.



Lobdengau-Museum der Stadt Ladenburg

Amtshof 1, 68526 Ladenburg

Tel: 06203 / 70271 (Mo.-Fr.), Tel: 06203 / 70270 (Sa. u. So.)

E-Mail: lobdengau-museum@ladenburg.de

Internet: www.lobdengau-museum.de

Preise

Einzelpersonen	3,50 €
Ermäßigte	2,00 €
Familienkarte	7,00 €
Kinder bis 6 Jahre	frei
Führung zzgl. Eintrittspreis	25,00 €

Öffnungszeiten

Mittwoch	15-18 Uhr
Samstag	14-17 Uhr
Sonntag	11-17 Uhr



„STOLPERN“, INNEHALTEN UND NACHDENKEN . . .

Es ist gut und wichtig, dass eine weitere Auflage der Broschüre „Spuren jüdischen Lebens in Ladenburg“ erscheint.

Die erste Auflage wurde nicht nur von vielen Bürgern und Interessierten erworben, sondern diese wurde und wird auch vielfach in Schulen benutzt.

In den letzten Jahren wurden Gedenktafeln und Stolpersteine zum Gedenken an vertriebene oder vielfach ermordete jüdischer Bewohner Ladenburgs angebracht.

Leider kann nur noch an die ehemalige – über viele Jahrhundert andauernde – jüdische Geschichte Ladenburgs erinnert werden, die mit der Deportation der letzten 27 Juden am 22. Oktober 1940 nach Gurs und der späteren Ermordung in Auschwitz endete, erinnert werden.

Es gibt aber wieder jüdisches Leben in der Rhein-Neckar Region, erinnert sei hier nur an drei wichtige Einrichtungen in Heidelberg. Sei es unsere dortige sehr aktive jüdische Gemeinde mit ihrer wunderschönen Synagoge, sei es die Hochschule für jüdische Studien oder das Zentralarchiv zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland.

Trotz positiver Ereignisse müssen wir dennoch sehr wachsam sein. Mich erschüttert sehr die Zunahme des Antisemitismus. Ich hätte nicht gedacht, dass das Wort Jude wieder zu einem Schimpfwort auf dem Schulhof oder Fußballplatz wird. Es ist unfassbar, wie sich der Antisemitismus in den sozialen Netzwerken offen verbreitet.

Um so wichtiger ist es wichtig zu wissen, wir Juden in der Region, in Baden-Württemberg, in Deutschland sind nicht allein.

Lassen Sie uns gemeinsam alles tun, um unsere Demokratie, unsere gemeinsamen Werte zu verteidigen, zu sichern und zu bewahren. ●

Rami Suliman

*Vorsitzender der Israelitischen Religionsgemeinschaft Baden,
K.d.ö.R., im Herbst 2019*



EIN RUNDGANG DURCH DIE JÜDISCHE GESCHICHTE LADENBURGS

Die Stadt Ladenburg ist eine Kleinstadt, wie viele in Deutschland. Bis zum 22. Oktober 1940 war auch hier die jüdische Gemeinde über viele Jahrhunderte ein Teil der Stadtgesellschaft. Deren Geschichte endet an diesem Tag mit der Deportation der letzten jüdischen Einwohnerinnen und Einwohner. Was bis heute geblieben ist, sind Fragen, der Wunsch nach Aufarbeitung und der Wunsch nach Versöhnung.

Anlässlich des 80. Jahrestags der Reichspogromnacht fanden im November 2018 an drei Tagen in unserer Stadt drei sehr beeindruckende Gedenkfeiern statt. Im Mittelpunkt stand der Besuch der Zeitzeugin Ruth Steinfeld, die selbst die Deportation als Kind in Ladenburg erlebt hatte. In der bewegenden Schilderung ihres Martyriums vor Schülern des Carl-Benz-Gymnasiums wurden das ihr widerfahrende Leid und die Greuel der Nazi-diktatur spürbar. „Ich erzähle euch diese Geschichte, damit Ihr dafür sorgt, dass sich dies niemals wiederholt – never again“, mit diesem Appell beendete sie ihren Vortrag. Diese Worte und die zugleich sehr warmherzige Begegnung werden vermutlich allen Anwesenden sehr eindrücklich in Erinnerung bleiben.

Der Besuch von Ruth Steinfeld, die Gedenkveranstaltungen sowie die Sonderausstellung Nachbarn.1938 im Lobdengau-Museum in Zusammenarbeit mit Studierenden der Hochschule für jüdische Studien aus Heidelberg und der Universität Heidelberg sind die jüngsten Beiträge einer Erinnerungskultur an die jüdische Geschichte Ladenburgs, die mit der Gedenktafel am Ort der früheren Synagoge in der Hauptstraße 1976 ihren Ausgangspunkt nahm. In den Jahren danach erfolgte eine Vielzahl weiterer Aktivitäten, wie die Platzierung der Skulptur einer Tora in der Nähe des Marktplatzes, Besuche des jüdischen Friedhofs, die Eröffnung einer jüdischen Abteilung im Lobdengau-Museum und die Verlegung von über 37 Stolpersteinen des Künstlers Gunter Demning. All dies sind sichtbare Belege und nachhaltige Zeugnisse gegen das Vergessen. Nicht öffentlich sichtbar, dennoch mindestens genauso wertvoll waren bzw. sind die Kontakte und Begegnungen mit ehemaligen jüdischen Bürgerinnen und Bürger. Dass diese Kontakte bis heute gepflegt werden, ist in besonderer Weise dem „Arbeitskreis jüdische Geschichte“ zu verdanken.

Die historische Verantwortung gegenüber der deutschen Geschichte zu betonen, wird durch einen aufkeimenden Populismus und Nationalismus heutzutage in besonderer Weise provoziert, nicht direkt in Ladenburg, allerdings an vielen anderen Orten in Deutschland. Bundespräsident Frank Walter Steinmeier betonte in Anbetracht jüngster Übergriffe auf jüdische Geschäfte und Mitbürger, „dass der Antisemitismus ein Angriff auf uns alle in einer offenen Gesellschaft bedeutet“. Der Entschluss zu einer zweiten Auflage dieser Broschüre versteht sich daher als Beitrag zur Aufklärung und Bekenntnis für eine offene Gesellschaft. Die Spuren jüdischen Lebens sind in unserer Stadt allgegenwärtig und sie dürfen nicht in Vergessenheit geraten. Insbesondere Schülerinnen und Schülern sei diese Broschüre als wichtige Quelle in der Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte und den Geschehnissen in Ladenburg und andernorts empfohlen.

Die vorliegende zweite Auflage verdankt ihre Realisierung vielen Personen. Mein herzlicher Dank gilt zunächst dem Autor Dr. Jürgen Zieher für seine akribische Aufarbeitung und verständliche Darstellung. Ebenso herzlich danke ich Ingrid Wagner für ihr unermüdliches Engagement, das Ladenburg sich seiner jüdischen Vergangenheit stets verpflichtet fühlen soll. Mein abschließender Dank gilt BK Giuliani GmbH, eine 100-prozentige Tochter der ICL-Gruppe, durch deren Spende der Druck der Broschüre realisiert werden konnte. ●

*Stefan Schmutz,
Bürgermeister der Stadt Ladenburg, im Herbst 2019*

SPURENSUCHE

Vom 13. Jahrhundert bis zum Jahr 1940 bestand in Ladenburg eine jüdische Gemeinde, deren Mitglieder jahrhundertlang in vielfältiger Weise zur Entwicklung der Stadt beigetragen haben. Im Mittelalter wurde die Gemeinde zweimal zerstört bzw. ihre Mitglieder aus Ladenburg vertrieben. Während der dritten Verfolgung unter der nationalsozialistischen Diktatur wurde die zuvor blühende *Israelitische Gemeinde Ladenburg* (so der offizielle Name im 19. und 20. Jahrhundert), die zu den angesehensten jüdischen Landgemeinden in Baden zählte, innerhalb von wenigen Jahren durch die Diskriminierung, Deportation und Ermordung ihrer Mitglieder endgültig vernichtet. Wie in den meisten Orten Deutschlands kehrte nach Ende des Zweiten Weltkrieges kein Mitglied der Kultusgemeinde dauerhaft nach Ladenburg zurück. Die Spuren des früheren jüdischen Lebens finden sich dennoch in vielfältiger Form noch heute, wie der nachfolgend beschriebene Rundgang verdeutlicht. Bei den 16 Stationen geht es vorrangig um die Biografien ehemaliger jüdischer Bürgerinnen und Bürger. Zum besseren Verständnis folgt zunächst ein kurzer Überblick zur Geschichte des jüdischen Lebens in Ladenburg. Die Begriffe „jüdische Gemeinde“ und „israelitische Gemeinde“ werden dabei synonym verwendet. Die nachfolgenden Informationen beruhen auf den am Ende der Broschüre genannten Veröffentlichungen. Auf die Angabe von Quellennachweisen ist zugunsten einer besseren Lesbarkeit verzichtet worden.

Möglicherweise lebten bereits in römischer Zeit (98 bis 260 nach Christus) einzelne Juden im damaligen Lopodunum, die erste urkundliche Erwähnung von Juden in Ladenburg datiert allerdings erst aus dem Jahre 1291. Ein Jude namens „Moyses von Luttenburgk“ wird als Zeuge eines Kaufvertrags zwischen den Rittern von Strahlenberg und den Pfalzgrafen genannt. Ob bereits Ende des 13. Jahrhunderts eine israelitische Gemeinde in Ladenburg existierte, lässt sich aus den vorhandenen Quellen nicht ermitteln. Die jüdische Gemeinde in Ladenburg wird aber aufgrund der genannten urkundlichen Erwähnung eines Juden in der Stadt zu den ältesten Gemeinden in Baden gezählt. Spätestens Anfang des 14. Jahrhunderts gab es eine Gemeinde, da sich im Jahre 1315 der Ritter Rennewart von Strahlenberg im Streit um das sogenannte Judenregal in Ladenburg gegen den Wormser Bischof Emerich durchsetzen konnte. Unter Judenregal war das

Recht der Schutzgewährung an Juden gegen Geldleistungen zu verstehen. Alle Juden in Deutschland waren durch Kaiser Friedrich II. im Jahre 1236 zu Kammerknechten geworden, die für ihren besonderen Schutz durch das Reich bestimmte Abgaben leisten mussten. Angesichts der ihnen auferlegten Steuern und Abgaben stand den Juden im Mittelalter nur ein geringer Teil ihres Einkommens tatsächlich zur Verfügung. Juden wurden im 14. Jahrhundert nicht nur wirtschaftlich und sozial diskriminiert, sie wurden in immer wiederkehrenden Pogromen auch ermordet.

In den Jahren 1348/49 verbreitete sich in Europa die Pest, eine Epidemierkrankheit, die für Millionen Menschen in Europa tödlich endete. Die Schuld an dieser Krankheit gab die Bevölkerung den Juden, denen sie vorwarf, Brunnen vergiftet und so den „Schwarzen Tod“ verursacht zu haben. Die Folge dieser Vorwürfe war 1349 die Auslöschung zahlreicher jüdischer Gemeinden in Deutschland, darunter auch in Ladenburg.

Nach der Ermordung der jüdischen Ladenburger dauerte es ca. 30 Jahre, ehe sich 1380 hier erneut Juden niederließen. Bei ihnen handelte es sich um vier jüdische Familien – sie waren vermutlich aus Speyer und Worms geflohen. Kurfürst Ruprecht I. von der Pfalz (1353–1390) hatte den Flüchtlingen in seinem Land Aufnahme gewährt. Die Einstellung des Landesherrn gegenüber den Juden in seinem Machtbereich war im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit von Amtsinhaber zu Amtsinhaber sehr unterschiedlich. Das Schicksal der Juden war dementsprechend stets wechselhaft. Vom 14. bis zum 17. Jahrhundert überwogen dabei die Zeiten der Judenverfolgungen gegenüber den Jahren, in denen Juden toleriert wurden. Dies gilt auch für die israelitische Gemeinde in Ladenburg. Schon bald nach seinem Amtsantritt vertrieb Kurfürst Ruprecht II. (1390–1398) im Jahr 1391 die Juden aus der Kurpfalz und konfiszierte ihre Güter. Damit hörte zum zweiten Mal nach 1349 die jüdische Gemeinde in Ladenburg auf zu existieren. Eine Urkunde aus dem Jahre 1391 belegt, dass das Haus eines Ladenburger Juden und die auf demselben Grundstück befindliche „Juden-schul“ (Synagoge) vom Kurfürsten an einen nichtjüdischen Einwohner der Stadt veräußert wurde. Dabei handelte es sich um die erste Synagoge der israelitischen Gemeinde in Ladenburg, die in der Metzgergasse 5 stand.



Metzgergasse 5, Standort der ersten Synagoge der Israelitischen Gemeinde Ladenburg um 1390. Aufnahme aus den 1960er Jahren.

Nach der Vertreibung der jüdischen Ladenburger im Jahre 1391 kam es vermutlich erst wieder während der Regentschaft des Kurfürsten Karl Ludwig (1649–1680) zur Wiederansiedlung von Juden in der Stadt. Ende des 17. Jahrhunderts und Anfang des 18. Jahrhunderts waren bereits mehrere Häuser in der Ladenburger Altstadt im Besitz von Juden, unter anderem auch das Renaissancehaus in der Kirchenstraße 45. In diesem Gebäude befand sich die zweite Synagoge der jüdischen Gemeinde, die vom ausgehenden 17. Jahrhundert bis Ende 1832 benutzt wurde.

Im 18. Jahrhundert erließen die Einzelstaaten in Deutschland sogenannte Judenordnungen, welche die Rechtsverhältnisse der jeweils in ihrem Land lebenden jüdischen Bevölkerung regelten. Darin wurden unter anderem die Absonderung der Juden von den Christen, die den Juden gestatteten Gewerbe und die Höhe der von ihnen zu leistenden Abgaben festgelegt. In dieser

Zeit waren die jüdischen Ladenburger vorwiegend im Vieh- und Getreidehandel, als Trödelhändler und im Geldwesen tätig. Der bekannteste jüdische Einwohner der Stadt im 18. Jahrhundert war Moses Herschl, Stammvater der Familie Ladenburg. Sein Sohn Chaim (Hajum) Moses Hirsch (1710–1781) zog nach Mannheim, war später am kurfürstlichen Hof tätig und wurde Vorsteher der jüdischen Gemeinde Mannheims. Der Enkel Moses Herschls, Wolf Chaim (Hajum) Ladenburg, gründete 1785 in Mannheim das Bankhaus Ladenburg.

Die Zahl der jüdischen Einwohner Ladenburgs im 18. Jahrhundert schwankte erheblich. Im Jahre 1722 lebten acht jüdische Familien in der Stadt, 1743 waren es bereits 26 und 1757 nur noch 14 Familien – diese Höchstzahl war vom Landesherrn festgelegt worden. Hinter dieser Beschränkung stand die Absicht, nur eine kleine Zahl möglichst wohlhabenden

der und entsprechend steuerkräftiger Juden in der Stadt aufzunehmen. Bei Verlust ihres Wohlstandes wurden die als bloße Finanzobjekte betrachteten Juden aus dem Territorium des Landesherrn verwiesen.

Durch den Reichsdeputationshauptschluss von 1803 wurde die Kurpfalz aufgelöst. Ihre rechtsrheinischen Gebiete, darunter Ladenburg, gingen zu großen Teilen an das spätere Großherzogtum Baden über. Aufgrund eines Edikts von Großherzog Karl Friedrich entstand 1809 der Oberrat der Israeliten Badens. Dieser Landesverband legte 1827 die Einteilung der jüdischen Gemeinden Badens neu fest. Die bislang bestehenden Ortssynagogen wurden – mit Ausnahme der Gemeinde in Mannheim – von Synagogenbezirken abgelöst, die mit den Rabinatsbezirken übereinstimmten. In Baden entstanden insgesamt 15 Rabinatsbezirke, darunter auch Ladenburg. Dem Ladenburger Bezirksrabbinat gehörten neben der Ladenburger Gemeinde die israelitischen Gemeinden in Feudenheim, Ilvesheim und Schriesheim sowie bis zu ihrer jeweiligen Auflösung Dossenheim und Seckenheim an. In Ladenburg selbst amtierte jedoch vermutlich zu keinem Zeitpunkt ein Rabbiner, vielmehr wurde der Ladenburger Rabinatsbezirk von einem Rabbiner aus Mannheim bzw. aus Heidelberg in Personalunion mitbetreut. Die religiöse Leitung der Ladenburger Gemeinde nahm im 19. und 20. Jahrhundert ein Kantor wahr, der anfangs zugleich als Lehrer an der jüdischen Schule (ca. 1835 bis 1868) bzw. später als Religionslehrer und als Schächter amtierte. Der Oberrat der Israeliten hob im Jahre 1875 das Bezirksrabbinat in Ladenburg auf und ordnete den Anschluss der zugehörigen Gemeinden an das Heidelberger Bezirksrabbinat an.

Im 19. Jahrhundert nahm die Zahl der jüdischen Einwohner Ladenburgs zunächst kontinuierlich zu. Im Jahre 1825 zählte die israelitische Gemeinde mit 93 Mitgliedern zu den mittelgroßen Gemeinden im Gebiet des heutigen Rhein-Neckar-Kreises. Mitte des 19. Jahrhunderts, im Jahre 1853, war die Mitgliederzahl mit 139 Personen auf ihrem höchsten Stand. Damit waren fast 5% der Bevölkerung Ladenburgs jüdischen Glaubens. Von diesem Zeitpunkt an verlor die Gemeinde stetig an Mitgliedern, während die Einwohnerzahl der Stadt Ladenburg weiter anstieg. In den Jahren 1861 bis 1864 lebten konstant 125 jüdische Männer, Frauen und Kinder in Ladenburg, 1875 waren in der Stadt nur noch 99 Menschen jüdischen Glaubens gemeldet. Die kurzfristige Zunahme der Gemeindemitglieder im Jahre 1900 auf

105 Personen hing wahrscheinlich unter anderem mit der Aufnahme osteuropäischer Juden zusammen. Wegen der in Osteuropa um die Jahrhundertwende stattfindenden Pogrome waren viele Juden nach Deutschland zugewandert. Vier Jahre vor Beginn des Ersten Weltkrieges, im Jahre 1910, war die Mitgliederzahl der *Israelitischen Gemeinde Ladenburg* noch einmal geringfügig auf 96 Personen zurückgegangen.

Während des 19. und frühen 20. Jahrhunderts waren die jüdischen Ladenburger vorwiegend als selbstständige Kaufleute, vorzugsweise im Textilgewerbe und im Tabakhandel, tätig. Nur sehr wenige Gemeindemitglieder übten in dieser Zeit einen handwerklichen Beruf aus. Hier wirkte das jahrhundertalte Verbot, einer Zunft anzugehören, nach. Erst 1862 beschloss der badische Landtag die vollständige rechtliche Gleichstellung der badischen Juden. Ebenso wie ihre Glaubensgenossen in anderen Gegenden des Deutschen Reiches fühlten sich vermutlich viele jüdische Ladenburger in erster Linie als Deutsche und erst dann als Juden. Diesem ausgeprägten Patriotismus entsprechend hielten es jüdische Männer für ihre Pflicht, am Deutsch-Französischen Krieg und am Ersten Weltkrieg teilzunehmen. Der Kaufmann Theodor Hauser, geboren 1889 in Ladenburg, fiel als erster Ladenburger Soldat im August 1914 bei Gefechten in Frankreich. Das Gemeindemitglied Arthur Kaufmann, geboren 1893 in Ladenburg, verlor im Februar 1915 bei den Kampfhandlungen sein Leben.

Im Kaiserreich hatte sich die *Israelitische Gemeinde Ladenburg* durch das vielfältige religiöse und geistig-kulturelle Engagement ihrer Mitglieder einen guten Namen unter ihren Glaubensgenossen in den umliegenden Orten erworben. Nach Ansicht von Sally Rosenfelder hatte zu dieser Wertschätzung der Kantor und Lehrer David Freitag, der als einer seiner Vorgänger von ca. 1868 bis 1907 in Ladenburg tätig gewesen war, besonders beigetragen. Rosenfelders Verdienst war es, durch sein vielseitiges Wirken seit 1910 dem Ladenburger Gemeindeleben zu weiterem Ansehen verhelfen zu haben. Rückblickend charakterisierte er die Gemeinde als „Mustergemeinde im Musterlände“. Diese Anerkennung beschränkte sich nicht auf die badischen Juden. Vielmehr zeigte sie sich auch während der Weimarer Republik im Verhältnis zu den nichtjüdischen Ladenburgern – dies belegen Berichte in der Lokalzeitung über Gemeindeaktivitäten und einzelne Gemeindemitglieder. Ungeachtet der Unterschiede in der religiösen Praxis einzelner Familien herrschte unter den jüdischen

Ladenburgern eine gegenseitige Toleranz, sodass es vermutlich keine Spannungen zwischen orthodoxen und liberalen Gemeindeangehörigen gegeben hat.

Am Ende der Weimarer Republik existierte in der Stadt eine lebendige jüdische Gemeinde, deren demografische Struktur und innere Verfasstheit einen optimistischen Blick in die Zukunft erlaubten. Gleichwohl waren die Gemeindemitglieder besorgt über die politische Entwicklung in Deutschland, insbesondere über den Aufstieg der NSDAP zur stärksten politischen Kraft.



Gemeindeausflug in den 1930er Jahren.

Zu Beginn der NS-Diktatur waren unter den 5.111 Einwohnern Ladenburgs 88 Menschen jüdischen Glaubens. Trotz der ab Frühjahr 1933 zunehmenden offiziellen antisemitischen Propaganda blieb das Verhältnis zwischen Juden und Nichtjuden in der Stadt nach Ansicht des langjährigen Kantors der jüdischen Gemeinde, Sally Rosenfelder, selbst in den ersten Jahren der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft „überaus gut“. Der Kantor konnte sich an keine Tötlichkeiten gegen Juden während der dreißiger Jahre erinnern. Die angeordnete Judenfeindschaft blieb jedoch in Ladenburg wie in allen anderen Orten Deutschlands nicht ohne Folgen auf die Beziehungen zwischen Juden und nichtjüdischer Umwelt. Unter den Mitgliedern der Ende 1929 gegründeten NSDAP-Ortsgruppe waren offensichtlich einige überaus eifrige Nationalsozialisten und überzeugte Antisemiten. Sie konnten Ende März 1933 nicht den offiziellen Beginn des Boykotts jüdischer Geschäfte am 1. April abwarten, sondern erzwangen in Ladenburg bereits am 29. März 1933 die Schließung jüdischer Unternehmen. In Ladenburg waren einige jüdische Geschäfte samstags generell geschlossen. Der Boykott am 1. April 1933 wirkte sich somit unmittelbar nur auf die übrigen, an diesem Wochentag üblicherweise geöffneten Läden aus. An jenem Samstag standen vormittags erneut uniformierte SA- und SS-Angehörige vor den jüdischen Geschäften. Von einem „schlagartigen“ Boykott – so die NS-Propaganda –

konnte angesichts der Vorgänge am 29. März kaum die Rede sein, vielmehr handelte es sich in Ladenburg wie anderswo im Deutschen Reich um eine von der Partei inszenierte antisemitische Maßnahme.

Die Diskriminierung und Ausgrenzung der jüdischen Bevölkerung in Ladenburg wie in anderen deutschen Kommunen wurde erst durch eine Kombination von mehreren Faktoren ermöglicht. Den Rahmen bildete die nationalsozialistische Politik, die den Antisemitismus zur offiziellen Staatsdoktrin machte. In Ladenburg wie andernorts kam bei den „Parteigenossen“ die eigene Motivation zur Judenverfolgung hinzu. Die permanente antijüdische Propaganda in Rundfunk und Presse führte zur Gleichgültigkeit breiter Bevölkerungskreise gegenüber dem Schicksal von Juden. Nur eine Minderheit der nichtjüdischen Deutschen bewahrte Zivilcourage und unterstützte jüdische Mitmenschen. Die stillschweigende Zustimmung in Teilen der Bevölkerung zu judenfeindlichen Maßnahmen und eine weitgehende Passivität ermöglichten einer vergleichsweise kleinen Gruppe von überzeugten Antisemiten, Juden auszugrenzen, sie zu verfolgen, sie ihrer Existenzgrundlage zu berauben und sie schließlich zu ermorden.

Angesichts des steigenden Antisemitismus wuchs ab 1933 das Zusammengehörigkeitsgefühl unter den Angehörigen der Ladenburger Gemeinde, was sich zum Beispiel bei einer häufigeren Gottesdienstteilnahme liberaler Mitglieder zeigte. Die Gemeinde veranstaltete weiterhin ihre angesehenen Purim- und Chanukkafeste, sie fanden allerdings nicht mehr jedes Jahr in großem Rahmen und letztmals 1937 statt. Einige jüdische Familien in Ladenburg sahen für ihre Kinder ab 1933 keine Zukunft mehr und drängten sie deshalb zur Emigration. Parallel dazu verzogen andere Gemeindemitglieder innerhalb Deutschlands und emigrierten zum Teil später von dort aus. In der immer kleiner werdenden jüdischen Gemeinde nahm der Anteil der älteren Gemeindemitglieder stetig zu. Die Vertreter der Eltern-Generation selbst wollten jedoch in ihrer Heimat bleiben, der sie sich trotz aller Diskriminierungen innerlich nach wie vor verbunden fühlten. Die jüdischen Ladenburger feierten bis zum Novemberpogrom 1938 weiterhin ihre regelmäßigen Gottesdienste.

Am 10. November 1938 zerstörten SA- und SS-Männer die Inneneinrichtung der Ladenburger Synagoge sowie das Mobiliar der Wohnungen, in denen Juden lebten. Elf jüdische Männer wurden in das KZ Dachau deportiert.

Die von Ladenburger SA- und SS-Männern geplante Sprengung bzw. Inbrandsetzung der Synagoge unterblieb nur aufgrund von Protesten von Bewohnern umliegender Gebäude, die massive Schäden an ihren Häusern befürchteten. Unter dem Eindruck dieser Ereignisse emigrierten von Anfang 1939 bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs noch 18 Mitglieder der jüdischen Gemeinde. Die meisten von ihnen waren Jugendliche und junge Erwachsene, ihre Eltern blieben in Ladenburg zurück. Für die Entscheidung einiger Gemeindemitglieder, in Deutschland zu bleiben, waren mitunter fehlende finanzielle oder behördliche Voraussetzungen ausschlaggebend. Nach Kriegsbeginn war eine Auswanderung kaum noch möglich, dennoch glückte weiteren vier jüdischen Männern zwischen Februar und August 1940 die Flucht aus Deutschland. Die in Ladenburg zurück gebliebenen 27 jüdischen Männer, Frauen und Kinder wurden am 22. Oktober 1940 in das südfranzösische Internierungslager Gurs gebracht. An jenem Tag verhafteten die Nationalsozialisten auf Befehl der Gauleiter Robert Wagner und Josef Bürckel insgesamt 6.500 Juden in Baden und der Saarpfalz. Ihr Bestreben war es, in vorauseilendem Gehorsam – eine entsprechende Anweisung aus Berlin lag nicht vor – ihre beiden Gaue als erste „judenfrei“ zu machen.

An jenem 22. Oktober 1940 hörte die Israelitische Gemeinde Ladenburg für immer auf zu existieren. Keines ihrer Mitglieder verlor in der Römerstadt sein Leben, die Ladenburger Opfer des Holocausts starben zumeist in Frankreich oder in Polen. Doch ihre Verfolgung begann ausgerechnet in der Stadt, in der sie sich teilweise jahrzehntlang heimisch sowie als Ladenburgerinnen und Ladenburger gefühlt hatten. Nach dem Ende der NS-Diktatur und des Holocausts kam es in Ladenburg – wie in allen anderen Kleinstädten in Deutschland – nicht mehr zur Wiedegründung einer Kultusgemeinde. Kein Gemeindemitglied kehrte dauerhaft nach Deutschland zurück. Der Stadt ist durch die endgültige Vernichtung der jüdischen Gemeinde ein schmerzlicher und unersetzlicher Verlust entstanden.

Lange Zeit waren die Schicksale der einstigen jüdischen Bürgerinnen und Bürger aus dem öffentlichen Bewusstsein ausgeblendet. Der Wunsch vieler Deutscher nach Verdrängung des Massenmordes an den europäischen Juden und der eigenen Rolle im Nationalsozialismus stand jahrzehntlang im Vordergrund.

Angesichts des damaligen Zeitgeistes konnte es auch in Ladenburg geschehen, dass 1967 die letzten Überreste der Synagoge beseitigt wurden. Es dauerte bis zum November 1976, ehe der Ladenburger Gemeinderat an der Stelle der früheren Synagoge in der Hauptstraße eine Gedenktafel zur Erinnerung an die ehemaligen jüdischen Bürgerinnen und Bürger anbringen ließ. Dies geschah auf Initiative des damaligen Bürgermeisters Reinhold Schulz.

Im Juni 1990 waren 14 ehemalige jüdische Bürgerinnen und Bürger auf Einladung des Gemeinderats zu Gast in Ladenburg. Für manche von ihnen war es das erste Wiedersehen mit der Stadt nach 50 Jahren. Diese Geste der Versöhnung und zahlreiche Begegnungen während des einwöchigen Aufenthalts haben bei allen Beteiligten einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen. Der schwierige und zögerliche Annäherungsprozess einzelner Mitglieder der jüdischen Gemeinde an ihre ehemalige Heimatstadt erfuhr durch diesen Besuch ebenso wie durch spätere Begegnungen eine grundlegende Veränderung.



Besuch
ehemaliger
jüdischer
Bürgerinnen
und Bürger in
Ladenburg,
Juni 1990

Dazu haben auch die Mitglieder des 1983 gegründeten Arbeitskreises „Jüdische Geschichte“ mit ihren vielfältigen Aktivitäten beigetragen. Ihnen ist es beispielsweise zu verdanken, dass die Geschichte der früheren

Kultusgemeinde dokumentiert und 1992 unter dem Titel „Die jüdischen Ladenburger“ als Buch erstmals veröffentlicht werden konnte.

Auf Initiative des Arbeitskreises und dank Spenden aus der Einwohnerschaft Ladenburgs konnte im Mai 1995, 50 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs, am jüdischen Friedhof ein Gedenkstein mit den Namen der von den Nationalsozialisten verfolgten und ermordeten jüdischen Bürgerinnen und Bürger Ladenburgs eingeweiht werden.

In der Zeit von Mai 2007 bis März 2009 sind in Ladenburg auf Initiative von Ingrid Wagner und mittels Spenden der Bevölkerung sowie der Unterstützung der Stadtverwaltung insgesamt 36 Stolpersteine verlegt worden. Die Stolpersteine – ein 1995 gestartetes Projekt des Kölner Künstlers Gunter Demnig – erinnern an die Schicksale ehemaliger jüdischer Bürger, die von den Nationalsozialisten verfolgt und zumeist ermordet wurden. Die Steine sind in der Regel an dem letzten frei gewählten Wohnsitz vor der Deportation niveaugleich in das Pflaster des Gehwegs eingelassen.

Im März 2008 ist im städtischen Lobdengau-Museum – in Anwesenheit der früheren Gemeindeglieder Lea Weems, geborene Krell, und ihrer Schwester Ruth Steinfeld, geborene Krell, – eine Abteilung zur jüdischen



Lea Weems, geborene Krell, bedankt sich bei Gunter Demnig im März 2008 anlässlich der Verlegung von Stolpersteine vor ihrem früheren Wohnhaus Weinheimer Straße 20; hinter ihr ist ihre Schwester Ruth Steinfeld, geborene Krell, zu erkennen.

Geschichte Ladenburgs eröffnet worden. Anhand vielfältiger Exponate, Texte und Abbildungen erhält der Besucher Einblicke in das einstige jüdische Leben.

Anlässlich des 80. Jahrestages des Novemberpogroms konzipierte und erstellte eine Arbeitsgruppe von Studierenden der Hochschule für jüdische Studien, Heidelberg und der Universität Heidelberg unter der Leitung von Professor Dr. Johannes Heil und Dr. Amélie Sagasser eine Ausstellung mit dem Titel Nachbarn

1938 – „Wir waren alle Ladenburger“. Anhand der Schicksale ausgewählter jüdischer Familien wird das Zusammenleben von Juden und Nichtjuden in der Stadt vor und während der NS-Diktatur anschaulich gezeigt. Die Ausstellung im Lobdengau-Museum wurde am 10. November 2018 in Anwesenheit von Ruth Steinfeld eröffnet und fand eine große Resonanz unter der Ladenburger Bevölkerung.



Plakat der vom November 2018 bis Juli 2019 im Lobdengau-Museum gezeigten Ausstellung Nachbarn 1938 - „Wir waren alle Ladenburger“

Bereits im November 1989 fand erstmals ein Geschichtsspaziergang an Orte früheren jüdischen Lebens statt. Seitdem haben mehrere hundert Interessenten an den von Ingrid Wagner und/oder Dr. Jürgen Zieher geleiteten Führungen teilgenommen. In den vergangenen Jahren äußerten einzelne Teilnehmer wiederholt den Wunsch, sich mit Hilfe einer Broschüre selbst auf Spurensuche begeben zu können. Diese Anregung greift die Stadt Ladenburg mit der vorliegenden Broschüre auf. Die Stadt und der Autor wollen mit dieser Broschüre an das Schicksal der jüdischen Ladenburger und

zugleich an ihren Beitrag zur Stadtgeschichte erinnern. Möge diese Schrift zugleich Toleranz und Respekt zwischen den Angehörigen unterschiedlicher Religionen und Kulturen fördern, das Vergessen des unverzeihbar Geschehenen verhindern und Element eines dauerhaften Mahnens sein.

Die vorliegende Publikation verdankt ihre Realisierung vielen Personen und Institutionen. Mein herzlicher Dank gilt Ingrid Wagner für ihre Initiative zu dieser Broschüre sowie Herrn Bürgermeister i. R. Rainer Ziegler und seiner früheren Mitarbeiterin Brigitte Stahl für ihr großes Engagement bei der 2011 erschienenen Erstauflage. Ebenso herzlich danke ich Herrn Bürgermeister Stefan Schmutz für seine engagierte Unterstützung bei der Veröffentlichung der zweiten, erweiterten Auflage.

Gunter Demnig hat bei einem Besuch in Ladenburg gesagt: „Ein Mensch ist erst vergessen, wenn sein Name vergessen ist.“ In diesem Sinne lade ich Sie herzlich zum Auffinden der Spuren jüdischen Lebens in Ladenburg ein. Auf dem nachfolgenden Rundgang mit insgesamt 16 Stationen finden sich Spuren jüdischen Lebens und Hinweise auf die Schicksale jüdischer Bürger. ●

*Dr. Jürgen Zieher,
Heidelberg, im Herbst 2019*

DEPORTATION AM 22. OKTOBER 1940 | Marktplatz

Unser Rundgang beginnt auf dem Ladenburger Marktplatz. Am Morgen des 22. Oktober 1940 befahlen Polizeibeamte und SS-Angehörige den letzten 27 jüdischen Männern, Frauen und Kindern Ladenburgs, binnen 20 Minuten ihre Habseligkeiten zusammenzusuchen und sich auf dem Marktplatz einzufinden. Für die Betroffenen kam diese Aufforderung völlig unerwartet, sodass sie in der Eile mitunter zu wenig Kleidung mitnahmen. Auf dem Marktplatz standen Lastwagen bereit, welche die Menschen im Alter von 1 bis 85 Jahren unter Bewachung nach Mannheim brachten. Auf dem Mannheimer Hauptbahnhof mussten die jüdischen Ladenburger mit den übrigen zur Deportation vorgesehenen Menschen Personenzüge besteigen, die sie nach mehrtägiger Fahrt in das südfranzösische Lager Gurs am Fuße der Pyrenäen brachten.

Infolge der katastrophalen Lebensbedingungen in Gurs verstarben im Winter 1940/41 zahlreiche, vor allem ältere Internierte. Die Schicksale der

27 Deportierten aus Ladenburg werden bei den folgenden Stationen dargestellt.

Das in den insgesamt neun Wohnungen vorgefundene Bargeld überwies die Stadtverwaltung Ladenburg im November 1940 auf ein „Judenkonto“ bei der Mannheimer Filiale der Deutschen Bank. Am 29. November 1940 wurde das in den Wohnungen zurückgelas-



Der Ladenburger Marktplatz in den 1930er Jahren.

sene Mobiliar in der städtischen Turnhalle durch das damalige Ortsgericht Ladenburg öffentlich versteigert. Den gesamten Erlös überwies die Stadtverwaltung auf das Konto „Jüdisches Vermögen“ bei der Stadtparkasse Mannheim. Die Wohnungen wurden zunächst von der Stadtverwaltung beschlagnahmt, geräumt und dann teilweise an nichtjüdische Ladenburger vermietet. Die zum Zeitpunkt der Deportation noch in jüdischem Eigentum befindlichen Häuser und Grundstücke durften zunächst nicht verkauft werden. Nach Erlass der elften Verordnung zum Reichsbürgergesetz am 25. November 1941 enteignete das Deutsche Reich diese Immobilien. ●

EHEMALIGE SYNAGOGE | Kirchenstraße 45

Vom Marktplatz aus gehen wir die Kirchenstraße entlang. Auf der rechten Seite befindet sich das Fachwerkhaus mit der Nummer 45.

In dem heute als Wohnhaus genutzten Gebäude feierten die jüdischen Ladenburger seit dem späten 17. Jahrhundert ihre Gottesdienste. Eine Mikwah (jüdisches Ritualbad) befand sich im Keller des Anwesens. Im Jahr 1832 wurde diese Synagoge nicht mehr den Bedürfnissen der gewachsenen Gemeinde gerecht. Im Laufe des gleichen Jahres versteigerte die Kultusgemeinde das bisherige Synagogengebäude, um den Bau einer neuen Synagoge zu finanzieren. Da der Erlös nicht den Erwartungen der Gemeindeglieder entsprach, verkaufte die Gemeinde ein weiteres Gebäude in der Färbergasse. Ein Gesuch um finanzielle Unterstützung war zuvor vom Großherzoglichen Innenministerium in Karlsruhe abgelehnt worden. Mit dem insgesamt erzielten Verkaufserlös er-

warb die Gemeinde von dem Mitglied Moritz Löwenthal das Haus in der Hauptstraße 46 und ließ es zu einer Synagoge umbauen. Am 19. Dezember 1832 feierte die Gemeinde zum letzten Mal den Gottesdienst in der Kirchenstraße 45, wenige Tage später fand die Einweihung der neuen Synagoge statt.



Die ehemalige Synagoge von Ladenburg – heute ein Wohnhaus.

TEXTILGESCHÄFT LAMMFROMM | Kirchenstraße 23

Wir gehen weiter die Kirchenstraße entlang. Ebenfalls auf der rechten Seite befindet sich das Fachwerkhaus mit der Nummer 23.



Der Kaufmann Maier Lammfromm und seine Ehefrau Frieda, geborene Liebmann, übernahmen am 1. Februar 1920 das vor dem Ersten Weltkrieg gegründete Textilgeschäft ihres Schwagers David Hirsch in der Kirchenstraße 23. Das Ehepaar hatte zwei Kinder. Während dem 1910 geborenen Sohn Herbert im Sommer 1938 zusammen mit Alfred Driels

Gebäude
Kirchenstr. 23
im August 2010.

die Emigration nach Australien gelang, ist das Schicksal seiner ein Jahr älteren Schwester Gertrude unbekannt. Wahrscheinlich wurde auch sie ein Opfer des Holocausts.

Aufgrund der sich stetig verschärfenden antisemitischen Verfolgung schloss Maier Lammfromm im Jahr 1937 seine Firma und verkaufte 1939 das Gebäude an ein Ladenburger Ehepaar. Maier und Frieda Lammfromm konnten weiterhin im Haus Kirchenstraße 23 wohnen bleiben.

Maier Lammfromm war einer der elf jüdischen Ladenburger, die am 10. November 1938 in das KZ Dachau deportiert wurden. Nach fünfwöchiger Inhaftierung durfte er am 16. Dezember 1938 nach Ladenburg zurückkehren. Maier Lammfromm verstarb – vermutlich an den Spätfolgen der KZ-Haft – im Alter von 64 Jahren am 26. August 1940 in Ladenburg, sein Grab befindet sich auf dem jüdischen Friedhof in Mannheim.

Seine aus Birkenau stammende Witwe Frieda verzog am 1. Oktober 1940 von Ladenburg nach Buttenwiesen, dem Heimatort Maier Lammfromms. Von dort wurde sie am 3. April 1942 „in den Osten“ deportiert. Sie gilt als verschollen.

TABAKWARENMANUFAKTUR KAUFMANN & CO. | Kirchenstraße 10

Wir folgen der Kirchenstraße in Richtung Bischofshof. Auf der linken Seite befindet sich das Haus mit der Nummer 10.

Die im 19. Jahrhundert von Marx Kaufmann gegründete Tabakwarenmanufaktur Kaufmann & Co. in der Kirchenstraße 10 wurde während des Ersten Weltkriegs von seinen beiden Söhnen Leo und Sally übernommen. In den zwanziger Jahren arbeiteten in dieser Firma mehrere Arbeiter und Angestellte. Leo und Sally Kaufmann gaben ihr Geschäft im Jahr 1936 aus Verfolgungsgründen auf, blieben jedoch im Gebäude wohnen.

Ihre Mutter, Mathilde Kaufmann, geborene Maier, führte ebenfalls in der Kirchenstraße 10 mit ihren Töchtern Julie, Luise und Meta ein Herrenbekleidungsgeschäft. Leo Kaufmann gelang als einem der letzten jüdischen Ladenburger noch im Februar 1940 die Emigration in die USA. Seine Geschwister Sally, Julie, Luise und Meta hingegen wurden zusammen mit ihrer Mutter Mathilde Kaufmann am 22. Oktober 1940 von Ladenburg nach Gurs deportiert. Die 1855 in Malsch geborene Mathilde Kaufmann verstarb infolge der unmenschlichen Lagerbedingungen als erste Deportierte aus Ladenburg am 8. Dezember 1940 und wurde auf dem Friedhof in Gurs beigesetzt. Ihre Töchter Julie und Meta sowie ihr Sohn Sally wurden am 10. August 1942 von Gurs nach Auschwitz deportiert. Luise Kaufmann musste am 17. August 1942 den gleichen Weg antreten und wurde ebenso wie ihre Geschwister ermordet.

Das Anwesen von Mathilde Kaufmann sowie zwei Ackergrundstücke zog das Deutsche Reich 1942 ein.



Haus Kirchenstraße 10 im August 2010.



JÜDISCHE ABTEILUNG IM

Wir begeben uns nun auf direktem Weg, vorbei an der St. Sebastianskapelle, zum Bischofshof, der ehemaligen Nebenresidenz der Wormser Bischöfe. Dort befindet sich seit 1968 das Lobdengau-Museum der Stadt Ladenburg. Es ist aus dem früheren Heimatmuseum im Renaissancehaus in der Kirchenstraße 45 (heute Restaurant „Sackpfeife“) hervorgegangen.

Das Museum konnte unter der jahrzehntelangen Leitung von Dr. Berndmark Heukemes (Ehrenbürger der Stadt Ladenburg, † 2009) seine Sammlungen zur römischen und mittelalterlichen Stadtgeschichte wesentlich erweitern. Im März 2008 wurde im Museum eine jüdische Abteilung eröffnet. Zu den



Fotografie der Hochzeit Brunhilde und Max Kapustins in der Ladenburger Synagoge 1937 – eines der Exponate in der jüdischen Abteilung im Lobdengau-Museum in Ladenburg.

LOBDENGAU-MUSEUM | Bischofshof



1



2



3



4



5

- 1 Chanukkaleuchter – Chanukka, das 8-tägige jüdische Lichterfest
- 2 Menorah – Symbol des Judentums
- 3 Thorabekrönung
- 4 „Merkbuch für jüdische Geschichte“ – verfasst von Sally Rosenfelder, dem langjährigen Kantor und Religionslehrer der Gemeinde
- 5 Schabbatleuchter

hier gezeigten Exponaten gehören beispielsweise Lehrbücher des langjährigen Kantors und Religionslehrers der Gemeinde, Sally Rosenfelder, und Aufnahmen von ehemaligen jüdischen Bürgern. Die jüdische Abteilung unterstreicht, dass die israelitische Gemeinde von ihren mittelalterlichen Anfängen bis zu ihrem gewaltsamen Ende 1940 ein wichtiger Bestandteil der Stadt war.

WOHNHAUS VON FAMILIE HIRSCH | Bahnhofstraße 22



Polizeirevier
Ladenburg im
August 2010.

Vom Lobdengau-Museum gehen wir nach links bis zur Hauptstraße und dann erneut nach links die Hauptstraße entlang zur Bahnhofstraße. Auf der linken Straßenseite befindet sich das Haus Nummer 22, in dem das Polizeirevier Ladenburg untergebracht ist.

In diesem Gebäude lebte bis zu ihrer Deportation am 22. Oktober 1940 die Familie Hirsch. Nachdem am Morgen

des 10. November 1938 die Inneneinrichtung der Synagoge in der Hauptstraße 46 zerstört worden war, trafen sich die Gemeindeglieder nunmehr an Schabbat und an den jüdischen Feiertagen in diesem Haus.

Der aus Groß-Gerau stammende Kaufmann Fritz Hirsch lebte seit 1919 in Ladenburg und war zusammen mit seinem Schwager Eugen Levy Geschäftsführer der Firma Gebr. Kaufmann in der Hauptstraße 26 (➔ Station 10). Fritz Hirsch war mit Selma, geb. Kaufmann, einer Tochter von Julius II und Thekla Kaufmann verheiratet. Das Ehepaar Hirsch hatte sieben Kinder. Fritz Hirsch gehörte zu den orthodoxen Mitgliedern der Ladenburger Gemeinde und war Mitglied des Oberrats der Israeliten Badens. Die drei ältesten Kinder Rafael, Lilli und Esriel konnten noch rechtzeitig nach Großbritannien bzw. Palästina emigrieren. Ihre jüngeren Geschwister Rachel, Jacob, Elias und Joel wurden zusammen mit ihren Eltern und ihrer Großmutter Johanna Hirsch nach Gurs deportiert. Nach mehrmonatiger Internierung wurde Johanna Hirsch von Gurs in das Lager Rivesaltes verlegt, wo sie kurz darauf am 18. März 1941 im Alter von 84 Jahren verstarb.

Fritz Hirsch kam zusammen mit seiner Mutter im März 1941 in das Lager Rivesaltes und wurde dort bis Oktober 1942 gefangen gehalten. Nach einem längeren Aufenthalt im Lager Nexon wurde er ab Februar 1943 erneut in Gurs inhaftiert. Am 4. März 1943 wurde Fritz Hirsch nach Majdanek deportiert. Dort verliert sich seine weitere Spur. Fritz Hirsch wurde für tot erklärt.

Seiner Ehefrau Selma gelang unter nicht bekannten Umständen die Flucht aus dem Lager Gurs. Sie überlebte als einzige Erwachsene aus Ladenburg versteckt in Frankreich und emigrierte nach Kriegsende nach Israel, wo sie 1956 verstarb.

Ebenso wie ihre Mutter konnten auch die vier Kinder Rachel, Elias, Jacob und Joel Hirsch aus dem Lager Gurs entkommen. Verschiedene Hilfsorganisationen, darunter die *Œuvre de secours aux enfants* (OSE), retteten ab Frühjahr 1941 zahlreiche Kinder deutscher Juden aus den südfranzösischen Internierungslagern und versteckten sie bis zum Einmarsch alliierter Soldaten im Jahr 1944 oder ermöglichten ihnen die Auswanderung aus Frankreich. Jacob und Elias Hirsch wurden Anfang 1941 aus dem Lager Gurs gerettet und anschließend in einem Kinderheim der OSE untergebracht. Mit Hilfe der Quäker konnte Jacob Hirsch noch im selben Jahr in die Vereinigten Staaten flüchten. Nach 1948 baute er sich in Israel eine neue Existenz auf. Elias Hirsch ging den umgekehrten Weg. Nachdem er zunächst nach Palästina emigriert war, wanderte er von dort in die USA aus.

Joel Hirsch war im Oktober 1940 erst ein Jahr alt und damit der jüngste Deportierte aus Ladenburg. Ende Januar 1941 kam er in ein Kinderheim in Limoges und verblieb dort bis Oktober 1944, ehe er zu seiner Mutter in La Châtre zurückkehrte.



Joel Hirsch wanderte gemeinsam mit seiner Mutter und seiner Schwester Rachel 1948 nach Israel aus. Rachel Hirsch gelang im Sommer 1942, kurz vor der Deportation der Lagerinsassen nach Auschwitz, die Flucht aus Rivesaltes, wohin sie inzwischen verlegt worden war. Nach einem Aufenthalt in einem Kinderheim der Hilfsorganisation OSE flüchtete Rachel Hirsch später in die Schweiz und blieb dort bis nach dem Krieg. Rachel Stanieski, geborene Hirsch, lebte bis zu ihrem Tod in Jerusalem.

Das Haus Bahnhofstraße 22 (damals Adolf-Hitler-Straße), als dessen Eigentümer noch der verstorbene Julius Kaufmann II im Grundbuch eingetragen war, wurde 1943 enteignet und später Sitz der Polizeidienststelle. ●

WOHNHAUS VON FAMILIE KEMPE | Neugasse 5



Gebäude
Neugasse 5 im
August 2010.

Von der Bahnhofstraße gehen wir zurück zur Hauptstraße und biegen am Hotel „Goldene Krone“ nach rechts in die Brauergasse ab. An der Kreuzung Brauergasse/Neugasse steht links das Haus Neugasse 5.

In diesem Gebäude befand sich bis zum Ende der zwanziger Jahre das Gasthaus „Adler“, zu dem ein großer Saal gehörte. Der 1921 von Kantor Rosenfelder gegründete „Jüdische Verein“ veranstaltete hier jedes Frühjahr seine in ihrer Form einzigartige Purim-Feier. Sie war nicht nur in der Ladenburger Gemeinde, sondern auch bei den Mitgliedern der umliegenden jüdischen Gemeinden sehr beliebt. Das Purimfest erinnert daran, dass Königin Esther in vorchristlicher Zeit die persischen Juden vor der drohenden Vernichtung durch den anti-semitischen Vizekönig Haman rettete.

Schon seit Anfang des 20. Jahrhunderts versammelten sich die jüdischen Ladenburger jährlich im Dezember, um Chanukka zu feiern. Diese ebenfalls sehr beachteten Feiern fanden zunächst im Saal der Gaststätte „Anker“, später im „Adlersaal“ statt, zuletzt 1937. Das Gasthaus „Adler“ wurde 1929 geschlossen, neuer Eigentümer des Gebäudes war die Firma Gebrüder Kaufmann.

Im selben Haus lebte die Familie Kempe. Erich Kempe wurde 1896 in Berlin geboren und kam 1919 von dort nach Ladenburg. Ab 1920 arbeitete er als Buchhalter bei der Firma Gebrüder Kaufmann. Seine Ehefrau Betty, geborene Plaut, wurde 1894 im hessischen Ottrau geboren. Sie kam vermutlich ebenfalls nach Ende des Ersten Weltkriegs nach Ladenburg, um hier zu arbeiten. Ludwig Kempe, das einzige Kind von Erich und Betty Kempe, kam 1922 in Mannheim zur Welt. Angesichts der sich stetig verschärfenden



Ehepaar Kempe, obere Reihe, dritter und vierte von links, mit anderen Gemeindegliedern, um 1936.

Judenverfolgung bereitete sich Ludwig Kempe ab 1938 auf eine Emigration vor. Um seine Chance auf eine Anstellung im Ausland zu verbessern, eignete er sich Kenntnisse im Schreinerhandwerk an. Seine bereits für November 1939 geplante Einwanderung nach Palästina wurde mehrfach bis August 1940 verschoben. Zusammen mit einer größeren Gruppe jüdischer Jugendlicher und junger Erwachsener, darunter auch der Ladenburger Esriel Hirsch, gelangte Ludwig Kempe im November 1940 illegal nach Palästina.

Zu diesem Zeitpunkt waren seine Eltern bereits nach Gurs deportiert worden. Erich und Betty Kempe verblieben fast zwei Jahre in diesem Lager und wurden am 10. August 1942 nach Auschwitz deportiert. Ihr weiteres Schicksal ist unbekannt, beide wurden nach dem Krieg für tot erklärt. ●



WOHNHAUS VON FAMILIE RHEIN | Neugasse 3



Gebäude
Neugasse 3 im
Dezember 2010.



Wir gehen nun die Neugasse entlang in Richtung Hauptstraße. Auf der rechten Seite befindet sich das Haus Neugasse 3.

In diesem Gebäude führte der Kaufmann Heinrich Sternweiler ab 1879 ein Herren- und Damenbekleidungsgeschäft. Seine 1877 in Ladenburg geborene Tochter Bertha übernahm wahrscheinlich Anfang des 20. Jahrhunderts das Unternehmen und bot fortan Manufakturwaren sowie Kurz-, Weiß- und Wollwaren an. Sie war mit dem aus Westfalen stammenden Volksschullehrer Max Rhein verheiratet. Ihr gemeinsamer Sohn Herbert Rhein lebte in den dreißiger Jahren zeitweise in Ladenburg und verzog schließlich nach Hessen, sein weiteres Schicksal ist unbekannt. Max Rhein verstarb 1937 in Ladenburg. Seine Witwe löste um 1938 ihre Firma auf und vermietete die Geschäftsräume an einen Drogisten. Bertha Rhein blieb weiterhin in dem Gebäude wohnen und wurde am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert. Im Januar 1942 kam sie in das Lager Noé und von dort im August 1943 in das Hospital Montauban, wo sie am 18. November 1943 verstarb.

Das Haus Neugasse 3 wurde im Jahr 1941 vom Deutschen Reich enteignet und schließlich an eine Privatperson verkauft. ●

WOHNHAUS VON FAMILIE KAUFMANN | Hauptstraße 27

Von der Neugasse biegen wir nach rechts in die Hauptstraße ab. Auf der linken Seite an der Einmündung der Cronberggasse steht das Haus Hauptstraße 27.

Der 1861 in Ladenburg geborene Kaufmann Louis Kaufmann war seit der Jahrhundertwende Inhaber einer Tabakmanufaktur. Seine Geschäftsräume befanden sich in der Hauptstraße 27. Zwischen 1933 und 1935 löste Kaufmann sein Ein-Mann-Unternehmen vermutlich aus Altersgründen auf und verzog spätestens im Herbst 1936 nach Heidelberg. Ende 1938 verkaufte Louis Kaufmann das Haus an einen Ladenburger Schuhmacher und dessen Ehefrau. Von Heidelberg wurde er am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert, Louis Kaufmann gilt als verschollen.

Louis Kaufmann war mit Paulina, geb. Dreyfuss, verheiratet. Das Ehepaar hatte drei Kinder. Kurt Sigmund wurde 1893 geboren und verzog bereits 1911 aus Ladenburg nach Heidelberg. Er wurde während des Zweiten Weltkriegs in das KZ Mauthausen deportiert, wo er kurz vor Kriegsende starb. Sein 1896 geborener Bruder Herbert Hugo verließ vor 1936 Ladenburg und zog zu seinem älteren Bruder nach Heidelberg. Herbert Hugo Kaufmann wurde am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert und später ermordet. Erna, jüngstes Kind von Louis und Paulina Kaufmann, kam 1898 in Ladenburg zur Welt. Sie heiratete 1919 den Rechtsanwalt Dr. Fritz Klein und verzog mit ihrem Ehemann nach Frankfurt/Main oder Wiesbaden. Später lebte sie vorübergehend in Mannheim, von dort emigrierte sie 1937 nach Frankreich. Nach der deutschen Besetzung Frankreichs wurde Erna Klein vermutlich 1942 nach Auschwitz deportiert und ermordet. ●



GEBRÜDER KAUFMANN | Hauptstraße 26

Wenden wir uns nun dem gegenüberliegenden Haus Hauptstraße 26 zu.

Die aus Mannheim-Feudenheim stammende Witwe Jeannette Kaufmann (1819–1904), geb. Feist, gründete um 1854 in diesem Gebäude ein Textilgeschäft. Ende des 19. Jahrhunderts übernahmen ihre Söhne Julius II (1850–1934), Moses (1855–1930) und Abraham (1860–1904) das Unternehmen und änderten den Firmennamen in „Gebrüder Kaufmann“ um.

Julius Kaufmann II gehörte zu den herausragenden Persönlichkeiten der *Israelitischen Gemeinde Ladenburg*. Er engagierte sich sehr für wohltätige Zwecke und war jahrzehntelang Mitglied des Synagogenrats sowie zeitweise Vorsitzender dieses Gremiums. Julius Kaufmann und seine Ehefrau Thekla (1857–1934) hatten sechs Töchter: Frieda (1882–?), Zessie (1886–?), Ella (1890–1942), Lydia (1891–?), Selma (1894–1956) und Eugenie (1896–?).

Ella Kaufmann heiratete um 1913 den aus dem Hunsrück stammenden Kaufmann Eugen Levy. Zusammen mit ihrem Ehemann war Ella Levy in der Firma ihres Vaters tätig und erhielt im Jahre 1916 Prokura. Nach Ende des Ersten Weltkriegs heiratete Ella Levys jüngere Schwester Selma den aus Groß-Gerau stammenden Kaufmann Fritz Hirsch (➔ siehe Station 6). Fritz Hirsch und sein Schwager Eugen Levy waren seit den zwanziger Jahren

Geschäftsinhaber dieses Kaufhauses für Qualitätstextilien und Möbel. Die Firma „Gebrüder Kaufmann“ entwickelte sich spätestens in der Weimarer Republik zum größten und vermutlich auch traditionsreichsten jüdischen Geschäft in der Stadt. Fritz Hirsch und Eugen Levy besuchten seit den zwanziger Jahren regelmäßig unter anderem die umliegenden Gemeinden und boten

Angehörige der Familie Kaufmann in den 1920er Jahren. Julius Kaufmann II untere Reihe, vierter von rechts, Thekla Kaufmann, fünfte von rechts.



dort ihre Waren an. Im Jahre 1933 beschäftigte das über die Stadtgrenzen hinaus angesehene Unternehmen neben elf jüdischen Angestellten auch ungefähr fünf nicht-jüdische Mitarbeiter. Nach Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft ging der feste Kundenkreis des Kaufhauses Gebrüder Kaufmann langsam zurück. Dement-



sprechend nahm Mitte der dreißiger Jahre die Angestelltenzahl ab. Als fatal sollte sich die 1935 einsetzende Praxis der Kunden erweisen, die auf Kredit gekauften Waren nicht mehr zu bezahlen. Aufgrund seiner hohen offenen Außenstände konnte das Unternehmen bald seine Verbindlichkeiten gegenüber Lieferanten nicht mehr begleichen. Die deshalb in den Jahren 1936/37 von Fritz Hirsch und Eugen Levy unternommenen Versuche, die Firma an nichtjüdische Geschäftsleute zu verkaufen, blieben erfolglos. Am 4. Januar 1938 musste ein Vergleichsverfahren über das Vermögen des Kaufhauses zur Konkursabwendung eröffnet werden. Über zwei Mannheimer Rechtsanwälte erfolgte am 12. Juli 1938 der Verkauf des Wohn- und Geschäftshauses inklusive der Ladeneinrichtung durch die Eigentümerinnen Ella Levy und Selma Hirsch an ein Ladenburger Ehepaar, das ein Manufakturwarengeschäft am Marktplatz betrieb. Der dabei erzielte Verkaufserlös diente zur teilweisen Begleichung der Schulden des Unternehmens und ermöglichte mittelbar die Emigration mehrerer Kinder der Familien Levy und Hirsch. Der neue Inhaber gab durch eine Anzeige in der „Neckar-Bergstraß-Post“ vom 26. August 1938 bekannt, dass das Geschäft der Gebrüder Kaufmann in seinen Besitz übergegangen sei und am folgenden Tag von ihm neu eröffnet werde. Tatsächlich war es hier nicht zu einer „Arisierung“ gekommen, denn die Firma Gebrüder Kaufmann bestand in Liquidation vorerst weiter. Fritz Hirsch und sein Mitarbeiter Erich Kempe organisierten von nun an in dem eben-

Hauptstraße mit Blick auf das alte Rathaus zu Beginn des 20. Jahrhunderts; vorne rechts das Geschäft der Gebrüder Kaufmann.

falls zum Unternehmen gehörenden Gebäude Neugasse 5 die notwendige Abwicklung der alteingesessenen Firma. Nach der Deportation der beiden Männer am 22. Oktober 1940 übernahm ein Mannheimer Steuerberater diese Aufgabe.

Der 1887 geborene Eugen Levy und seine drei Jahre jüngere Ehefrau Ella hatten fünf Kinder. Walter Levy, geboren 1914, erlernte wie sein Vater den Kaufmannsberuf und emigrierte im August 1938 nach Australien. Helmut

Levy, geboren 1915, wurde Bäcker und Konditor, er emigrierte bereits im März 1938 von Frankfurt/Main nach Palästina.

Die Zwillinge Josef und Hanna Levy wurden 1920 geboren. Josef Levy erlernte – ebenso wie sein Bruder Helmut – das Bäckerhandwerk und konnte im Februar 1939 nach Großbritannien auswandern. Nach dem Zweiten Weltkrieg ging er nach Israel. Seiner



Familie Levy, Ende der 1920er Jahre. Von links nach rechts: Helmut Levy, Walter Levy, Ella Levy, Lea Levy, Eugen Levy, Hanna Levy und Josef Levy.

Zwillingsschwester gelang im März 1939 die Emigration nach Palästina. Hanna Levy absolvierte dort eine Ausbildung als Krankenschwester. Das jüngste Kind der Familie, die 1926 geborene Lea, emigrierte Ende Juli 1939 nach Großbritannien und wanderte nach Kriegsende – mit Unterstützung ihres Bruders Walter – nach Australien aus.

Eugen Levy war bereits im August 1937 an einem Herzinfarkt verstorben und auf dem jüdischen Friedhof in Ladenburg beigesetzt worden. Seine Witwe Ella Levy und ihre noch in Ladenburg lebenden Kinder durften nach dem Verkauf des Wohn- und Geschäftshauses noch bis zum 1. Oktober 1938 mietfrei in der Wohnung in der Hauptstraße 26 bleiben. Sie lebten fortan in der Bahnhofstraße 22 bei Familie Hirsch. Inwieweit Ella Levy sich 1939/40 – möglicherweise mit Unterstützung ihrer nunmehr im Ausland wohnenden Kinder – darum bemühte, Deutschland zu verlassen, ist nicht bekannt. Nach Beginn des Zweiten Weltkriegs war eine Emigration kaum noch möglich.

Ella Levy gehörte mit ihrer Schwester Selma Hirsch zu den letzten 27 jüdischen Ladenburgern, die am 22. Oktober 1940 nach Gurs verschleppt wurden. Nach fast zweijähriger Inhaftierung in diesem Lager wurde Ella Levy am 28. August 1942 nach Auschwitz deportiert und dort zu einem unbekanntem Zeitpunkt ermordet. Selma Hirsch überlebte als einzige Erwachsene aus Ladenburg den Krieg in Frankreich (➔ siehe Station 6).

Ihre Schwester Zessi Kaufmann, später Saul, lebte bis 1910 in Ladenburg und hielt sich danach wiederholt für kurze Zeit in der Römerstadt auf. Sie arbeitete als Lehrerin an unbekanntem Orten. Im April 1940 verzog Zessi Saul nach Neu-Isenburg oder Frankfurt/Main. Von dort wurde sie später nach Lodz verschleppt und gilt seitdem als verschollen.

Eugenie Kaufmann lebte zeitweise in Mannheim und Hörden/Harz und hielt sich von 1921 bis 1923 erneut in Ladenburg auf. Sie erlernte keinen Beruf und verlobt sich 1925 mit dem Studienrat Louis Rosenblatt aus Köln. Später verzog Eugenie Kaufmann nach Bad Dürkheim. Ihr weiteres Schicksal ist ebenso unbekannt wie das ihrer ältesten Schwester Frieda.

Lydia Kaufmann war Krankenschwester und verzog 1919 nach Berlin. Sie heiratete Kurt Wormser und lebte mit ihrem Mann sowie ihren beiden Söhnen Elnö (geboren 1929) und Miro (geboren 1931) zunächst in Frankfurt/Main. Von 1934 bis 1938 wohnte die Familie im Haus Hauptstraße 26, ehe sie nach Frankfurt/Main zurückkehrte und später von dort nach Palästina emigrierte. ●



WOHNHAUS DER FAMILIEN DRIELS | Hauptstraße 36/38



Wir gehen nun die Hauptstraße entlang in Richtung Marktplatz. Auf der rechten Straßenseite liegen die Häuser Hauptstraße 36 und 38.

Abraham und Mina Rubel gründeten Ende des 19. Jahrhunderts in der Hauptstraße 47 ein Textilgeschäft. Das Ehepaar hatte fünf Kinder: Sigmund, Max, Albert, Flora und Rosa.

Adolf Driels, ein aus dem hessischen Groß-Karben stammender Handelsmann, zog Ende 1912 nach Ladenburg und heiratete kurz darauf Flora Rubel. Er trat anschließend in das Unternehmen seiner Schwiegereltern ein. Nach dem Tod von Abraham Rubel im Jahre 1914 führte Mina Rubel gemeinsam mit ihren Töchtern Flora und Rosa das Geschäft weiter.

Der Handelsmann Moritz Driels, jüngerer Bruder von Adolf Driels, heiratete um 1917/18 die zweite Tochter von Abraham und Mina Rubel, Rosa, und trat nach seiner Rückkehr aus dem Ersten Weltkrieg ebenfalls in das von seinen Schwiegereltern gegründete Unternehmen ein. Noch im Jahre 1918 übernahmen die Brüder Driels zusammen mit ihren Ehefrauen das Geschäft, das fortan unter dem Namen A. & M. Driels OHG



Oben: Familie Moritz Driels in den 1930er Jahren.

Unten: Die Häuser Hauptstraße 36/38 im August 2010.

firmierte. Im Sommer 1925 wurde das Unternehmen in die Hauptstraße 36/38 verlegt, nachdem Adolf und Moritz Driels das Gebäude zuvor gekauft hatten. In den zwanziger Jahren waren bei der A. & M. Driels OHG zwei Angestellte, später noch ein Mitarbeiter beschäftigt.

Adolf und Moritz Driels hielten den Geschäftsbetrieb – allen Diskriminierungen zum Trotz – bis zum Novemberpogrom aufrecht. Da Juden ab Januar 1939 die eigenständige Führung eines Unternehmens untersagt war,

musste die A. & M. Driels OHG im Dezember 1938 zwangsweise schließen. Die beiden Brüder verkauften das Geschäftshaus im Juni 1939 an einen Ladenburger Uhrmacher und dessen Ehefrau. Adolf, Moritz und Rosa Driels durften allerdings im Gebäude wohnen bleiben. Bereits im Dezember 1938 hatten sie das Haus Hauptstraße 47 an einen Ladenburger Gemüsehändler und dessen Ehefrau veräußert.



Adolf und Flora Driels hatten zwei Kinder: Herta, geboren 1913, und Alfred, geboren 1916. Herta Driels emigrierte 1937 nach Großbritannien. Ihr jüngerer Bruder Alfred konnte 1938 nach Australien auswandern. Flora Driels starb 1932 im Alter von 49 Jahren an einer schweren Krankheit und wurde auf dem hiesigen jüdischen Friedhof beigesetzt.

Ihre Schwester Rosa und ihr Schwager Moritz hatten drei Kinder: Else, geboren 1919, Margot, geboren 1921, und Helmut, geboren 1923. Else Driels wanderte Ende 1936 nach Holland aus. Von dort wurde sie 1942 nach Auschwitz deportiert und gilt seither als verschollen. Ihre Geschwister Margot und Helmut gelangten im Rahmen der sogenannten Kindertransporte Anfang 1939 nach Großbritannien.

Die Bemühungen von Alfred Driels, für seinen Vater sowie für seine Tante und seinen Onkel Einreisegenehmigungen für Australien zu bekommen, scheiterten infolge des Kriegsbeginns am 1. September 1939. Rosa, Moritz und Adolf Driels wurden am 22. Oktober 1940 nach Gurs und von dort am 10. August 1942 nach Auschwitz deportiert. ●

EHEMALIGE SYNAGOGE | Hauptstraße 46

Wir gehen weiter auf der Hauptstraße – vorbei am Marktplatz – bis wir das Gebäude mit der Hausnummer 46 erreichen.



Die Synagoge ist das Zentrum des religiösen und sozialen Lebens jeder jüdischen Gemeinde. Von Nichtjuden wurde die Synagoge mitunter als „Schule“ oder „Judenschule“ bezeichnet. Nachdem am 19. Dezember 1832 zum letzten Mal der Gottesdienst in der bisherigen Synagoge Kirchenstraße 45 stattgefunden hatte, weihte die Gemeinde wenige Tage später ihre neue Synagoge mit Ritualbad (Mikwah), Gemeindesaal und Lehrerwohnung in der Hauptstraße 46 ein. Die Synagoge befand sich im hinteren Teil des Grundstücks und war von der Straße nur durch die Spitzbogenfenster zu erkennen. Die Männer und Frauen der Ladenburger Gemeinde saßen – wie in den meisten jüdischen Gemeinden üblich – beim Gottesdienst getrennt voneinander. Während die Männer im Erdgeschoss beteten, verfolgten die Frauen den Gottesdienst auf einer Empore. Im



Oben: Kantor Rosenfelder mit Schülerinnen und Schülern, um 1933.

Unten: 25-jähriges Dienstjubiläum von Kantor Rosenfelder, Juli 1935.

Vorderhaus waren das Ritualbad und die Wohnung des Lehrers und Kantors der Gemeinde. Die Gemeindeglieder betreten die Synagoge durch dieses Vorderhaus und gingen nicht über den vor der Synagoge gelegenen Hof in das Gotteshaus. Von der Synagoge gelangte man in einen kleinen Raum, in dem verschiedene Veranstaltungen der Gemeinde in kleinem Rahmen sowie zeitweise der jüdische Religionsunterricht abgehalten wurden.

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts befand sich die jüdische Gemeinde Ladenburgs im Spannungsfeld zwischen Reformbewegung und Orthodoxie. Während sie zum einen die Züge einer traditionell frommen jüdischen Landgemeinde in Südwestdeutschland trug, war sie durch die jüdischen

Gemeinden in den benachbarten Städten Mannheim und Heidelberg eher einem reformorientierten „liberalen“ Einfluss ausgesetzt. Vom Ende des 19. Jahrhunderts an war die jüdische Gemeinde Ladenburgs vermutlich stärker von Anhängern der Orthodoxie geprägt, da diese regelmäßig an den Gottesdiensten teilnahmen. Die Mehrheit der Gemeindemitglieder bildeten bis in die dreißiger Jahre jedoch offenbar Vertreter des liberalen Judentums, die seltener als die Anhänger der Orthodoxie die Gottesdienste besuchten.

Gegen Ende der Weimarer Republik feierte die jüdische Gemeinde im Dezember 1932 das 100-jährige Bestehen der Synagoge. In der Lokalzeitung „Neckar-Bergstraß-Post“ erschien am 31. Dezember 1932 zum letzten Mal ein längerer Artikel, in dem ein Jubiläum innerhalb der Kultusgemeinde gewürdigt wurde. Darin wird noch einmal das Ansehen der Ladenburger Gemeinde innerhalb der jüdischen Bevölkerung Badens hervorgehoben: „Die israelitische Gemeinde unseres alten Römerstädtchens darf mit Stolz von sich sagen, dass sie unter den jüdischen Kleingemeinden Badens eine ehrenvolle Stellung einnimmt.“ Zudem wird das nach wie vor einträgliche Verhältnis zu den nichtjüdischen Ladenburgern unterstrichen. Die zu diesem Zeitpunkt angespannte wirtschaftliche und politische Lage warf ihre Schatten auf die Gestaltung des Jahrestages, sodass die Feier in bescheidenem Rahmen stattfand.

Bis zum November 1938 fanden in der Ladenburger Synagoge täglich zwei und am Schabbat sowie an den jüdischen Feiertagen jeweils drei Gottesdienste statt. Anhand von Justizakten lassen sich die Ereignisse während der Reichspogromnacht in Ladenburg rekonstruieren. Vor dem Landgericht Mannheim fanden Anfang 1949 zwei Prozesse wegen Landfriedensbruch gegen insgesamt zwölf

Aufnahme der ehemaligen Synagoge in Ladenburg von 1963.



Beteiligte an den Geschehnissen in Ladenburg statt. Neun Angeklagte wurden schließlich zu Freiheitsstrafen zwischen fünf Monaten und einem Jahr und neun Monaten verurteilt. In Ladenburg bildete – wie in zahlreichen anderen Orten – die Zerstörung der Synagoge den Auftakt für die Gewaltaktionen gegen jüdische Bürger und ihren Privatbesitz. Am Morgen des 10. November 1938, gegen 6 Uhr, versammelten sich mehrere SS-Angehörige unter Leitung von SS-Untersturmführer Karl Schöpferle vor der Synagoge und drangen gewaltsam in das Gebäude ein. Nachdem sie

bereits die Inneneinrichtung teilweise zerstört hatten, beabsichtigten die SS-Leute, die Synagoge in Brand zu setzen. Inzwischen hatte sich vor der Synagoge eine größere Menschenmenge gebildet; einige Passanten beteiligten sich an den Zerstörungen. Nachdem mehrere Anwohner eindringlich auf die mit der beabsichtigten Brandlegung verbundenen Gefahren für die umliegenden Häuser hingewiesen hatten, gaben die SS-Leute ihren



Die 1976 angebrachte Gedenktafel zur Erinnerung an die ehemaligen jüdischen Bürger Ladenburgs, Aufnahme vom August 2010.

Plan schließlich auf. Sie gingen daraufhin zu den Geschäften und Wohnungen der jüdischen Ladenburger, wo sie ihre Zerstörungen fortsetzten. Dabei wirkten auch SA-Angehörige mit.

Der Führer der Ladenburger SA, Hauptsturmführer Reffert, erhielt gegen 7.30 Uhr von der SA-Standarte Mannheim den Befehl, die Synagoge dem Erdboden gleich zu machen. Als Reffert gegen 8 Uhr an der Synagoge ankam, hatten SA-Mitglieder soeben damit begonnen, das Dach abzudecken. Andere SA-Männer und sonstige Personen verübten weitere Zerstörungen an der bereits stark demolierten Inneneinrichtung. Vor der Synagoge hielt sich inzwischen eine sehr große Menschenmenge auf. Der SA-Hauptsturmführer befahl seinen Untergebenen, Bohrlöcher für die Sprengung der Synagoge zu hauen und half dabei selbst mit. Einigen Anwohnern gelang es, Reffert von den mit einer Sprengung ebenfalls verbundenen Gefahren für die benachbarten Gebäude zu überzeugen. Danach warf der SA-Führer zusammen mit anderen Beteiligten Ziegelbrocken auf die Bänke im Innern der Synagoge. Von dort aus drangen Reffert und weitere SA-Angehörige in die Wohnung des Kantors ein und zerstörten sie vollständig.

Die Familie von Kantor Rosenfelder wurde aus der Wohnung vertrieben und fand Zuflucht bei der Familie Driels. SA-Hauptsturmführer Reffert befahl außerdem, alle Juden in ihren Wohnungen zu verhaften und zum Rathaus zu bringen. Die SA-Männer nahmen elf jüdische Männer im Alter von 32 bis 62 Jahre in sogenannte „Schutzhaft“. Von Ladenburg wurden sie über Mannheim in das Konzentrationslager Dachau deportiert. Nach mehrwöchiger Inhaftierung konnten die Männer – physisch und psychisch schwer gezeichnet – zwischen dem 6. und 28. Dezember 1938 wieder nach Ladenburg zurückkehren. Da an einem jüdischen Gottesdienst mindestens zehn erwachsene Männer teilnehmen müssen, konnten erst nach der Rückkehr der elf jüdischen Ladenburger wieder Gottesdienste stattfinden (➔ siehe Station 6).

Die Zerstörungen waren am Nachmittag des 10. November 1938 beendet. Nach Aussage von Kantor Rosenfelder kam es in den folgenden Nächten zu Plünderungen in seiner bisherigen Wohnung. Auf Befehl der Stadtverwaltung transportierten städtische Arbeiter nach dem 10. November 1938 noch etwa acht Tage lang Möbel aus den jüdischen Wohnungen in die städtische Turnhalle. Vom 4. bis 12. Dezember 1938 kam es in Ladenburg zu Versteigerungen jüdischen Eigentums, die in den Wohnungen mehrerer jüdischer Familien, zum Teil auch in der städtischen Turnhalle stattfanden. Einige der Möbelstücke wurden von vier Männern, die 1949 wegen Landfriedensbruch angeklagt waren, ersteigert.

Neben diesen auch damals gesetzwidrigen Verhaltensweisen einiger Ladenburger gab es an jenem Tag auch Beispiele für Mitmenschlichkeit. Einige couragierte Nachbarn halfen den jüdischen Ladenburgern nach den Zerstörungen ihrer Wohnungen mit Lebensmitteln und dringend benötigten Gebrauchsgegenständen.

Da die Inneneinrichtung der Ladenburger Synagoge am 10. November 1938 vollständig zerstört worden war, verkaufte die Gemeinde die Synagoge und das Wohnhaus der Familie Rosenfelder am 17. Februar 1939 an einen Ladenburger Maurermeister und dessen Ehefrau.

Sally Rosenfelder wurde 1882 im unterfränkischen Aidhausen als Sohn des Kantors und Religionslehrers Joel Rosenfelder geboren. Er absolvierte das israelitische Lehrerseminar in Würzburg, arbeitete anschließend im badischen Buchen und nahm am 1. Juli 1910 seine Tätigkeit in Ladenburg auf. Ebenso wie seine Vorgänger in Ladenburg war er nicht nur Kantor und Lehrer, sondern auch Schochet (verantwortlich für das Schächten von Fleisch), Gemeindeschreiber, Gemeinde- und Stiftungsrechner, Verwalter der Wanderarmenkasse sowie Rechner und Schriftführer des Männerkrankenvereins.

Darüber hinaus war Rosenfelder seelsorgerisch tätig und kümmerte sich um die in den zwanziger Jahren gegründete Bibliothek der israelitischen Gemeinde sowie um die Friedhofsverwaltung.

In besonderem Maße lag ihm die religiöse und kulturelle Bildung der jüdischen Ladenburger am Herzen. Im März 1921 gründete er den „Jüdischen Verein“, dessen Aufgabe die „Förderung jüdischen Wissens und Pflege edler Geselligkeit“ war. Als Vorsitzender und Organisator des Vereins, dem um die Jahre 1924/25 bereits 40 Mitglieder angehörten, war Rosenfelder für dessen Veranstaltungen, zum Beispiel Vorträge zu Themen des Judentums und gesellige Ausflüge, verantwortlich (➔ siehe auch Station 7). Zwischen 1925 und 1934 veröffentlichte er im Selbstverlag mit Hilfe seiner Ehefrau Minna eine Reihe von Lehrbüchern für jüdischen Religions- und Geschichtsunterricht, die teilweise in mehreren Auflagen erschienen.

Sally Rosenfelder war ein bekennender Patriot und bis zum 10. November 1938 fest entschlossen gewesen, Ladenburg nicht zu verlassen. Als er an jenem Tag verhaftet wurde, bat er seine Ehefrau Minna und seine Tochter Irene, die für die Einwanderung in die USA erforderlichen Papiere zu besorgen. Dem Kantor glückte mit seiner Ehefrau im Juli 1939 die Emigration nach Großbritannien, von dort reiste das Ehepaar im Sommer 1940 in die Vereinigten Staaten weiter. Sally Rosenfelder verstarb 1969 in New York. Irene Rosenfelder war bereits im April 1939 in die USA emigriert. Minna Rosenfelders Mutter, die 1868 geborene Klara Schwarzenberger, konnte als letztes Gemeindeglied im August 1939 ebenfalls nach Großbritannien fliehen und gelangte mit ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohn im Sommer 1940 in die USA. Bei der Einwanderung in die Vereinigten Staaten halfen ihnen Brunhilde Kapustin (1912–1973), geborene Rosenfelder, und ihr Ehemann Dr. Max Kapustin (1910–1984), die bereits seit Ende 1937 in Virginia lebten. Rabbiner Dr. Max Kapustin hatte bei der jüdischen Gemeinde in Danville eine Anstellung gefunden.

Der neue Eigentümer des Gebäudes Hauptstraße 46 ließ die ehemalige Synagoge 1954 zu einem Lagerraum umbauen. Von außen erinnerten lediglich die Spitzbogenfenster daran, dass es sich um ein einstiges Gotteshaus handelte. Im Zuge eines erneuten Umbaus verschwanden 1967 die Spitzbogenfenster endgültig, aus dem bisherigen Lagerraum entstand eine Wohnung. Neun Jahre lang, bis zum 9. November 1976, erinnerte nichts mehr an die ehemalige Ladenburger Synagoge. Am 38. Jahrestag des Novemberpogroms brachte die Stadt Ladenburg in Anwesenheit des damaligen badischen Landesrabbiners Levinson eine bronzene Gedenktafel zur Erinnerung an. ●

WOHNHAUS DER FAMILIEN KRELL UND LÖWENFELS | Weinheimer Straße 20

Wir bleiben auf der Hauptstraße und gehen bis zu ihrem östlichen Ende. Danach überqueren wir an der Fußgängerampel die Weinheimer Straße und laufen nun nach links bis zum Haus Weinheimer Straße 20.

Anna Kapustin, geboren 1907, war die ältere Schwester von Rabbiner Dr. Max Kapustin. Sie heiratete Anfang 1931 Alfred Krell, einen 1897 geborenen polnischen Juden, und lebte mit ihm jahrelang in Sinsheim. Gemeinsam mit

seinen beiden Töchtern Lea (1932–2008) und Ruth (geboren 1933) verzog das Ehepaar Anfang Januar 1939 nach Ladenburg und lebte in der Weinheimer Straße 20. Alfred Krell bemühte sich noch im Frühjahr 1940 um eine Emigration mit seiner Familie aus Deutschland. Aufgrund fehlender, zur Ausreise notwendiger Papiere gelang es Familie Krell nicht mehr, in ein anderes Land zu fliehen. Am 22. Oktober 1940 wurden Alfred, Anna, Lea und Ruth Krell von Ladenburg nach Gurs deportiert. Lea und Ruth Krell wurden 1941 von der Hilfsorganisation *Œuvre de secours aux enfants* (OSE) aus Gurs gerettet und in einem Kinderheim untergebracht. Danach lebten sie zeitweise bei französischen Bauern in der Nähe von Lyon und bis Kriegsende in einem Waisenhaus der OSE. Lea und Ruth Krell emigrierten im September 1946 gemeinsam in die Vereinigten Staaten zu ihrem Großvater Jakob Kapustin. Ihm war im Frühjahr 1940 die Auswanderung in die USA geglückt.

Nach fast zweijähriger Inhaftierung in Gurs wurden Alfred und Anna Krell am 9. September 1942 nach Auschwitz verschleppt und dort ermordet.

Heinrich Löwenfels stammte aus dem fränkischen Windsheim und kam 1927 im Alter von 26 Jahren nach Ladenburg. Er arbeitete bis 1938 als Ver-



Haus Weinheimer
Straße 20 im
Dezember 2010.



Anna Krell mit ihren beiden Töchtern Lea (rechts) und Ruth (links) bei einem Spaziergang an der Ladenburger Bleiche, 1936.

Ernst Löwenfels kam im März 1941 zusammen mit seinem Vater in das Internierungslager Rivesaltes. Kurz darauf konnte er von dort mit Hilfe der OSE befreit werden. Ernst Löwenfels verbrachte die folgenden Jahre versteckt in den Kinderheimen Poulouzat (Condat-sur-Vienne) und Château de Chabannes (Sainte-Pierre-de-Fursac). Im Oktober 1946 emigrierte er in die Vereinigten Staaten und nennt sich seitdem Ernest Lowenfels. ●

käufer bei Gebrüder Kaufmann. Recha Gutmann wurde 1912 im bayerischen Hainsfurth geboren und verzog 1935 von dort nach Ladenburg, bald darauf heiratete sie Heinrich Löwenfels. Das Ehepaar lebte zusammen mit seinem 1938 geborenen Sohn Ernst ebenfalls in der Weinheimer Straße 20. Aus nicht bekannten Gründen wollte Heinrich Löwenfels nicht seinen bereits emigrierten Geschwistern in die USA folgen. Am 22. Oktober 1940 wurden die Familie nach Gurs deportiert. Nach fünfmonatiger Internierung in Gurs kam Heinrich Löwenfels in das Lager Rivesaltes. Am 26. August 1942 wurde er nach Auschwitz deportiert und später dort ermordet. Im Unterschied zu ihrem Ehemann verblieb Recha Löwenfels in Gurs und wurde am 24. August 1942 nach Auschwitz deportiert, wo auch sie ermordet wurde.



WOHNHAUS DER DAMEN STRAUSS | Wormser Straße 18

Wir drehen beim Haus Weinheimer Straße 20 um und gehen zurück in Richtung Neue Anlage. Anschließend laufen wir die Neue Anlage entlang bis wir in Höhe des Martinstores die Wormser Straße erreichen. Wir biegen nach rechts in die Wormser Straße ein und gehen bis zum Haus mit der Nummer 18.

Während der letzte Kantor und Religionslehrer Sally Rosenfelder zum Zeitpunkt seiner Emigration auf eine 29-jährige Tätigkeit in Ladenburg zurückblicken konnte, amtierte sein Vorgänger Hermann Strauß 1909/1910 nur kurze Zeit in Ladenburg. Der 1874 im hessischen Eppertshausen geborene Lehrer kam im November 1909 als Nachfolger von Max Schiff in die



Römerstadt. Hermann Strauß lebte mit seiner 1879 im badischen Billigheim geborenen Ehefrau Gella in der Hauptstraße 46. Schon wenige Monate nach seinem Amtsantritt verstarb er in der ersten Hälfte des Jahres 1910 und wurde auf dem lokalen jüdischen Friedhof beigesetzt. Seine Witwe verzog mit ihrer Schwägerin Regina Strauß in die Wormser Straße 18. Gella Strauß engagierte sich in der *Israelitischen Gemeinde Ladenburg*, 1923 gründete sie den Jüdischen Frauenverein.

Koscherer Mittagstisch bei den Damen Strauß (stehend hinten), um 1935.

Regina Strauß, geboren 1872 in Eppertshausen, war mit ihrem Bruder und ihrer Schwägerin im November 1909 nach Ladenburg gekommen. Vermutlich zu einem späteren Zeitpunkt zog auch Sara Strauß, die 1858 in Eppertshausen geborene ältere Schwester von Regina und Hermann Strauß, in das Haus in der Wormser Straße. Die Damen Strauß boten vermutlich seit ungefähr 1910 einen koscheren Mittagstisch für die allein stehenden orthodoxen Gemeindemitglieder an. Dazu gehörten zum Beispiel manche jüdische Angestellte der Firma Gebrüder Kaufmann. Infolge der kontinu-

ierlichen Auswanderung vor allem jüngerer lediger Männer ab 1933 sank die Zahl der Personen, die das koschere Essensangebot von Sara, Regina und Gella Strauß in Anspruch nahmen. Wann die drei Damen ihren Mittagstisch endgültig einstellten, konnte nicht ermittelt werden. Sara und Regina Strauß blieben bis Mai 1940 in Ladenburg und wohnten anschließend in Frankfurt/Main. Ihre Schwägerin Gella war spätestens im

Mai 1940 ebenfalls in die Mainmetropole gezogen, möglicherweise lebte sie schon seit November 1939 dort. Regina Strauß wurde am 18. August 1942 im Alter von 70 Jahren von Frankfurt in das KZ Theresienstadt verschleppt. Ihr weiteres Schicksal ist unbekannt. Das gilt auch für ihre Schwester Sara und für ihre Schwägerin Gella Strauß. Der genaue Zeitpunkt ihrer Deportation konnte nicht ermittelt werden. ●



WOHNHAUS DER FAMILIE LÖWENSTEIN | Schwarzkreuzstraße 2

Wir gehen die Wormser Straße weiter in Richtung Friedhof und biegen dann nach rechts in die Schwarzkreuzstraße ab. Auf der rechten Seite befindet sich das Gebäude mit der Hausnummer 2.

Salomon Löwenstein wurde 1878 im hessischen Fischelbach geboren und kam 1908 mit seiner ersten Ehefrau Johanna nach Ladenburg. Das Ehepaar hatte zwei Söhne: Julius, geboren 1909, und Albert, geboren 1920. Salomon Löwenstein war Schuhmachermeister und führte anfangs in der Heidelberger Straße 6, dann in der Schwarzkreuzstraße 2 bis November 1938 ein Schuhgeschäft. Nach der 1925 erfolgten Scheidung von seiner ersten Frau heiratete Löwenstein noch im selben Jahr die aus dem badischen Hoffenheim stammende Emilie Heumann. Bald nach der erzwungenen Schließung des Geschäfts trennten sich die Wege des Ehepaares. Während Emilie Löwenstein im Dezember 1938 nach Heidelberg verzog, verblieb Salomon Löwenstein bis September 1939 in Ladenburg, ehe er nach Mannheim übersiedelte. In der Quadratestadt hatte Löwenstein eine eigene „Lehrwerkstatt für jüdische Auswanderer“ aufgebaut. Von ihrem jeweiligen Wohnort wurden Emilie und Salomon Löwenstein am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert. Emilie Löwenstein verblieb dort bis im März 1941, als sie in das Lager Rivesaltes verschleppt wurde. Am 11. September 1942 wurde Emilie Löwenstein nach Auschwitz deportiert und zu einem unbekanntem Zeitpunkt ermordet. Ebenso wie seine Ehefrau wurde auch Salomon Löwenstein im März 1941 nach Rivesaltes verlegt. Nach mehr als einjähriger Internierung kam er im April 1942 in ein Hospital in Perpignan. Unter nicht näher bekannten Umständen überlebte Salomon Löwenstein den Krieg in Frankreich. Anfang 1947 wanderte er in die USA aus. Dort unterstützte ihn sein jüngerer Sohn Albert, der wenige Wochen vor dem Novemberpogrom in die Vereinigten Staaten hatte emigrieren können. Das Schicksal von Alberts älterem Bruder, Julius, konnte nicht ermittelt werden. Das gilt auch für Salomon Löwensteins erste Frau. Von Johanna Löwenstein ist lediglich bekannt, dass sie im April 1938 nach Heidelberg verzog. Hier verliert sich ihre Spur. ●



JÜDISCHER FRIEDHOF | Preysingstraße

Vom Haus Schwarzkreuzstraße 2 gehen wir einige Schritte zurück zum Fußgängerübergang und überqueren die Schwarzkreuzstraße. Wir laufen nun nach rechts bis zur Preysingstraße, in die wir nach links einbiegen. Wir gehen diese Straße entlang und erreichen nach ca. 350 m auf der linken Straßenseite den ersten Weg zum Ladenburger Friedhof. Wir laufen diesen Weg entlang und erreichen nach ca. 75 m den Eingang zum jüdischen Friedhof.



Die *Israelitische Gemeinde Ladenburg* verfügte bis Mitte des 19. Jahrhunderts über keine eigene Begräbnisstätte. Die verstorbenen Gemeindemitglieder wurden vom Mittelalter bis ins 17. Jahrhundert wahrscheinlich auf dem jüdischen Friedhof in Worms beigesetzt, da die Stadt

Jüdischer
Friedhof
Ladenburg,
Aufnahme
vom August
2010.

Ladenburg zum Herrschaftsbereich der Wormser Bischöfe zählte. Aufgrund der großen Entfernung nach Worms bestatteten die jüdischen Ladenburger ihre Toten von 1674 an auf dem neu angelegten jüdischen Friedhof in Hemsbach. Um dessen Unterhalt zu gewährleisten, gründeten mehrere israelitische Gemeinden, darunter auch Ladenburg, einen Begräbnisverein. Wegen der wachsenden Zahl der Gemeindemitglieder und der mit der Überführung der Verstorbenen nach Hemsbach verbundenen Probleme war die Ladenburger Gemeinde in der Mitte des 19. Jahrhunderts bestrebt, ein eigenes Friedhofsgrundstück vor Ort zu erwerben. Nachdem diese Bemühungen 1848 zu einem Erfolg geführt hatten und ein entsprechendes Grundstück östlich der christlichen Begräbnisstätte erworben worden war, wurde am 16. Mai 1848 als erster Verstorbener der 80-jährige Veitel Kahn in Ladenburg beigesetzt. Spätestens 1880 errichtete die Gemeinde am Friedhof ein kleines

Gebäude, in dem der gemeindeeigene Leichenwagen aufbewahrt wurde. Wie lange dieses Gebäude bestand und unter welchen Umständen es abgebrochen wurde, ließ sich nicht ermitteln. Gemäß der Satzung des jüdischen Friedhofsverbands vom 12. Juli 1880 sollten in Ladenburg nur Gemeindeangehörige bestattet werden. Der Friedhof diente in den folgenden Jahrzehnten als letzte Ruhestätte von mindestens 66 weiteren Gemeindemitgliedern. Wenige Tage vor dem Novemberpogrom fand die letzte Beisetzung auf dem Friedhof statt. Berta Kapustin war am 3. November 1938 verstorben. Im Gegensatz zu den christlichen Friedhöfen sollen die Verstorbenen auf den jüdischen Friedhöfen für immer ruhen. Eine Auflassung jüdischer Friedhöfe ist daher in der jüdischen Religion ebenso wenig vorgesehen wie die mehrmalige Belegung eines Grabes.

Ob der jüdische Friedhof in Ladenburg am 10. November 1938 geschändet wurde, konnte nicht ermittelt werden. Belegt ist jedoch, dass zwischen dem Novemberpogrom und dem Ende der NS-Diktatur einzelne Grabsteine umgeworfen worden sind. Wiederholte Versuche der Stadtverwaltung zwischen Juni 1941 und März 1944 den jüdischen Friedhof zu erwerben und anschließend einzuebnen, scheiterten aus rechtlichen Gründen.

Im Jahr 1942 wurde der jüdische Friedhof vom Deutschen Reich eingezogen und fiel zunächst an die Reichsvereinigung der Juden in Deutschland. Nach Ende der NS-Diktatur gelangten die geschlossenen jüdischen Begräbnisstätten wieder in das Eigentum der jeweiligen Kultusgemeinde. Sofern es nicht zu einer Wiedegründung einer Gemeinde kam, gehört der Friedhof dem Landesverband der jüdischen Gemeinden – in Baden dem Oberrat der Israeliten Badens. Seit 1957 ist aufgrund einer Vereinbarung zwischen Bund

Von links nach rechts:
Grabstein von Berta Kapustin, letzte Verstorbene, die auf dem jüdischen Friedhof Ladenburg bestattet wurde;
Grabstein von Hermann Strauß, Kantor von 1909–1910;
Grabstein des 1870 gefallenen Hermann Hirsch.





und Ländern die jeweilige Kommune für die Instandhaltung und Pflege der jüdischen Friedhöfe verantwortlich.

Um die Namen der ermordeten jüdischen Ladenburger nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, setzten sich die Mitglieder des Arbeitskreises „Jüdische Geschichte“ ab 1993/94 für die Errichtung eines Mahnmals vor dem jüdischen Friedhof ein. Dank der Unterstützung der Stadt und zahlreicher Spenden von Ladenburger Bürgern sowie der politischen Parteien konnte am 7. Mai 1995 ein Gedenkstein mit den Namen von insgesamt 49 ehemaligen Mitgliedern der *Israelitischen Gemeinde Ladenburg* eingeweiht werden. Die Inschrift des vom Ladenburger Steinmetzmeister Ulrich Werner nach einem Entwurf des Ilvesheimer Künstlers Detlev Kleineidam gestalteten Steins lautet: „Wir trauern um die jüdischen Männer, Frauen und Kinder aus Ladenburg, die in deutschem Namen in der Zeit zwischen 1933 und 1945 verfolgt, verschleppt und ermordet wurden und kein Grab fanden.“

ה.ב.צ.נ.ת

„Mögen ihre Seelen auch
fortleben im Lande der Ewigkeit,
in der Gemeinschaft
aller Guten und Edlen“

Vom Friedhof gehen wir über die Preysing- und die Rheingaustraße zurück zum Ausgangspunkt Marktplatz. ●

Literaturempfehlungen

1. **Die jüdischen Ladenburger;**
Hrsg. vom Arbeitskreis Jüdische Geschichte;
2. Aufl., Mannheim 1995.
2. **Die jüdischen Gemeinden in Baden.
Denkmale, Geschichte, Schicksale;**
von Franz Hundsnurscher und Gerhard Taddey;
Hrsg. von der Archivdirektion Stuttgart, Stuttgart 1968.
3. **Vor meiner Haustür – „Stolpersteine“ von Gunter Demnig:
ein Begleitbuch;**
Hrsg. von Joachim Rönneper,
Gelsenkirchen 2010
4. **Stolpersteine – Gunter Demnig und sein Projekt;**
Hrsg. vom NS-Dokumentationszentrum der Stadt Köln, Köln 2007.
5. **Die Gemeinde galt als Mustergemeinde im Musterlände.
Jüdisches Leben in Ladenburg von 1291 bis 1945;**
von Jürgen Zieher; in: Hansjörg Probst (Hrsg.): Ladenburg.
Aus 1900 Jahren Stadtgeschichte, Ubstadt-Weiher 1998,
S. 671 bis 720.

Abbildungsnachweise

Horst Hain, Frankenthal:

S. 21, Abbildungen 1, 2, 3 und 5.

Israelitische Religionsgemeinschaft Baden K.d.ö.R., Karlsruhe:

S. 1

Lobdengau-Museum Ladenburg:

S. 14, 20 und 35.

Stadt Ladenburg:

S. 2

Stadtarchiv Ladenburg:

S. 5, 8, 12, 13, 16, 25 (oben), 28–30, 32 (oben), 34, 41.

Ruth Steinfeld, Houston:

S. 40 (links).

Jürgen Zieher, Heidelberg:

S. 17–19, 21 (Abbildung 4), 22–24, 25 (unten), 26, 27, 31, 32 (unten),
33, 36, 39, 40 (rechts), 42–46.

Spuren jüdischen Lebens in Ladenburg – Ein Rundgang

Herausgeber:

Stadt Ladenburg

Autor:

Dr. Jürgen Zieher

Redaktionelle Mitarbeit:

Brigitte Stahl

Ingrid Wagner

Bürgermeister i. R. Rainer Ziegler

Gestaltung + Layout:

 buskegrafik^{*} Heidelberg

Druck:

Weik Druck & Design, Ladenburg



© Stadt Ladenburg 2019

Das vorliegende Werk ist in allen
Teilen urheberrechtlich geschützt.
Alle Rechte vorbehalten,
insbesondere das Recht der
Übersetzung, des Vortrags,
der Reproduktion, der Vervielfältigung
auf fotomechanischem oder anderen
Wegen und der Speicherung in
elektronischen Medien.



Autobahn A5
und L 597

Autobahn A5
und L 597

Neckarfähre
Schwimmbad
Römerstadion

16

15

14

13

P

P

BUS

9

8

10

11

1

2

12

WC

P

6

I

5

4

WC

H

P

P

Autobahn A5
und L 597

Autobahn A5
und L 597

Neckarfähre
Schwimmbad
Römerstadion

16

15

14

13

P

P

BUS

9

8

10

11

1

2

12

WC

P

6

I

5

4

WC

H

P

P

Stationen des Rundgangs

- 1 DEPORTATION AM 22. OKTOBER 1940, Marktplatz
- 2 EHEMALIGE SYNAGOGE, Kirchenstraße 45
- 3 TEXTILGESCHÄFT LAMMFROMM, Kirchenstraße 23
- 4 TABAKWARENMANUFAKTUR KAUFMANN & CO., Kirchenstraße 10
- 5 JÜDISCHE ABTEILUNG IM LOBDENGAU-MUSEUM, Bischofshof
- 6 WOHNHAUS VON FAMILIE HIRSCH, Bahnhofstraße 22
- 7 WOHNHAUS VON FAMILIE KEMPE, Neugasse 5
- 8 WOHNHAUS VON FAMILIE RHEIN, Neugasse 3
- 9 WOHNHAUS VON FAMILIE KAUFMANN, Hauptstraße 27
- 10 GEBRÜDER KAUFMANN, Hauptstraße 26
- 11 WOHNHAUS DER FAMILIEN DRIELS, Hauptstraße 36/38
- 12 EHEMALIGE SYNAGOGE, Hauptstraße 46
- 13 WOHNHAUS DER FAMILIEN KRELL UND LÖWENFELS, Weinheimer Straße 20
- 14 WOHNHAUS DER DAMEN STRAUSS, Wormser Straße 18
- 15 WOHNHAUS VON FAMILIE LÖWENSTEIN, Schwarzkreuzstraße 2
- 16 JÜDISCHER FRIEDHOF, Preysingstraße

CHRONOLOGIE ZUR GESCHICHTE JÜDISCHEN LEBENS IN LADENBURG

- 1291 Erste urkundliche Erwähnung von Juden in Ladenburg („Moyses von Luttenburgk“) Rundgang
- 1700 In der Kirchenstraße 47 befindet sich eine Synagoge (bis 1832)
- 1832 Einweihung der neuen Synagoge in der Hauptstraße 46 mit Mikwah, Gemeindesaal und Lehrerwohnung
- 1848 Erste Bestattung auf dem Jüdischen Friedhof in Ladenburg
- 1853 Die Mitgliederzahl der jüdischen Gemeinde erreicht mit 153 Personen ihren höchsten Stand
- 1862 Bürgerliche Gleichstellung der Juden in Baden
- 1900 In Ladenburg leben 105 jüdische Männer, Frauen und Kinder
- 1910 Sally Rosenfelder wird Kantor und Religionslehrer der Gemeinde (bis 1939)
- 1914 Theodor Hauser ist der erste Gefallene Ladenburgs im Ersten Weltkrieg
- 1933 In Ladenburg leben 5.111 Menschen, unter ihnen 88 jüdische Männer, Frauen und Kinder
- 1933 Am 29. März und am 1. April boykottieren Nationalsozialisten die jüdischen Geschäfte
- 1938 Am 10. November zerstören SS- und SA-Männer die Inneneinrichtung der Synagoge und deportieren elf jüdische Männer in das KZ Dachau
- 1940 Am 22. Oktober deportieren Nationalsozialisten die letzten 27 jüdischen Männer, Frauen und Kinder nach Gurs, nur acht von ihnen überleben den Holocaust
- 1967 Im Juni wird die Synagoge zu einem Wohnhaus umgebaut
- 1976 An der ehemaligen Synagoge wird eine Gedenktafel angebracht
- 1990 14 ehemalige jüdische Bürgerinnen und Bürger besuchen Ladenburg auf Einladung der Stadt
- 1995 Einweihung eines Gedenksteins zur Erinnerung an die ermordeten Gemeindemitglieder
- 2008 Eröffnung einer jüdischen Abteilung im Lobdengaumuseum

Der Druck der 2. Auflage wurde ermöglicht durch:

ICL-Ladenburg, BK Giuliani GmbH

Die Realisierung dieser Broschüre wurde ermöglicht durch:

Sparkasse Rhein Neckar Nord, Volksbank Kurpfalz H + G Bank eG,
VR Bank Rhein-Neckar eG, Familie Manfred Sohn, Ladenburg

In Ladenburg existierte vom 13. Jahrhundert bis zum 22. Oktober 1940 eine jüdische Gemeinde, deren Mitglieder in vielfältiger Weise zur Entwicklung der Stadt beigetragen haben. Wie in den meisten Orten Deutschlands kehrte nach Ende des Zweiten Weltkrieges kein Mitglied der Kultusgemeinde dauerhaft nach Ladenburg zurück. Die Spuren des früheren jüdischen Lebens bestehen dennoch in verschiedenen Formen bis heute fort, wie der in dieser Broschüre beschriebene Rundgang mit seinen 16 Stationen verdeutlicht.

Neben dem jüdischen Friedhof, der jüdischen Abteilung im Lobdengau-Museum und der ehemaligen Synagoge werden die Biografien ehemaliger jüdischer Bürgerinnen und Bürger vorgestellt. An ihr individuelles Schicksal erinnern heute 37 Stolpersteine, die der Kölner Künstler Gunter Demnig zwischen 2007 und 2011 verlegte. Ein kurzer Überblick zur Geschichte des jüdischen Lebens in Ladenburg rundet die Broschüre ab.

Gunter Demnig hat bei einem Besuch in Ladenburg gesagt: „Ein Mensch ist erst vergessen, wenn sein Name vergessen ist.“ In diesem Sinne sind Sie herzlich zum Auffinden der Spuren jüdischen Lebens in Ladenburg eingeladen.

